

Eine mögliche Zukunft	94
Folgen	94
Bewegen	98
Vibrieren	102
Proben	104



Prototypen einer Postwachstumsgesellschaft	105
I. In der Zukunft gibt es bereits genug.	108
II. Die Zukunft kennt kein Draußen	110
III. Die Zukunft ist natürlich digital.	112
IV. Die Zukunft bleibt daheim.	115
V. In der Zukunft is(s)t man, was unten rauskommt. ...	119
VI. Die Zukunft ist eine (trans-)lokale Praxis.	121
VII. Die Zukunft bleibt offen.	125



Diskussion: Umbau einer spätmodernen Zukunft	129
Ein winziges Leben	130
Leere	132
DIY Lowtech	135

Zukunft

Auf der Suche nach einer zukünftigen Postwachstumsgesellschaft

Im ersten Kapitel zeichne ich nach, wie in Nordostdeutschland eine eigene, lokale Zukunft entsteht. Ausgehend von meiner teilhabenden Beobachtung der Projektgemeinschaft WBZ habe ich mein Forschungsfeld erweitert. Ich folge einer offenen Suchbewegung und erschließe mir – oder besser gesagt konstruiere ich – über viele Stationen hinweg die soziale Landschaft einer zukünftigen Postwachstumsgesellschaft in Nordostdeutschland. Ich begegne Projekten, die mögliche Zukünfte in Form von Prototypen, Skizzen und Projektplänen materialisieren, um sie so auf die Probe zu stellen. Es sind Initiativen, Netzwerke, Diskurse, die sich um die Postwachstumspraktiken herum versammeln und einen ökologischen und sozialen Umbau der spätmodernen Wachstumsparadigmen verfolgen.

Eine mögliche Zukunft

Im Frühsommer 2019 fahre ich das erste Mal mit meinem Van von Basel aus die 900 Kilometer nach Norden in die kleine Gemeinde Gallin in Mecklenburg-Vorpommern. Das Grundstück von WBZ liegt mit dem Auto etwa eine Stunde von Hamburg und zwei Stunden von Berlin entfernt. Die Suche nach einer Verbindung mit dem öffentlichen Nahverkehr ergibt keine Ergebnisse. Ich folge dem Navigationssystem in meinem Handy auf der Autobahn von Berlin Richtung Hamburg und nehme die Ausfahrt Wittenburg. Nach einer halben Stunde auf der Landstraße biege ich ab in einen Wald. Mein Handy leitet mich unbeirrt weiter. Am Ende des Waldes komme ich an einer kleinen Ortschaft heraus und bin meinem Navi zufolge am Ziel angelangt. Ich stehe vor einem Einfamilienhaus mit herausgeputztem Klinkerstein, Holzbank im Landhausstil und Rasenmäroboter und ich weiß, dass das nicht das gesuchte Ziel sein kann. Allerdings habe ich weder Internetempfang noch Handynetz, um die Adresse zu überprüfen. Ich folge dem Weg, dem ich gekommen bin, zurück in die nächste größere Ortschaft.

Nach etwa elf Stunden Fahrt erreiche ich schließlich das Gelände von Wir Bauen Zukunft und passiere ein großes, eisernes Tor, an dessen Torbogen metallene Silhouetten von Wildgänsen angebracht sind, und komme auf einem geräumigen Schotterparkplatz zum Halten. Das ratternde Geräusch meines Motors verstummt. Ich bin angekommen und doch weiß ich nicht, wie es jetzt weitergeht. Nicht einmal weiß ich, wo ich jetzt genau hinmuss, um Christoph zu treffen, mit dem ich zuvor Kontakt hatte.

In diesem Kapitel zeichne ich die Materialität der Zukunft nach, die WBZ im Namen trägt und von der die Projektgemeinschaften sprechen, wenn sie eine gesellschaftliche Transformation jenseits von Wachstum fordern. Dafür folge ich der Vision einer Postwachstumsgesellschaft über mehrere Orte hinweg und kennzeichne den Umbau des Sozialen als Brüche mit gewohnten und etablierten materiellen Konfigurationen. Für mich als teilhabende Beobachterin wird es zur Herausforderung, einer Zukunft zu folgen, die per Definition noch nicht existiert. Je weiter ich in das Feld eintauche, umso weiter löst sich diese Annahme aber auf. Ich zeige, wie Zukunft im Selbermachen vorbereitet und auf die Probe gestellt wird.

Folgen

Ich folge einem Kiesweg, biege ein paar Mal willkürlich ab und gelange dann zu einem Waldstück, wo die Bäume dichter stehen und der Weg zu einem Trampelpfad wird. Ich folge ihm weiter

und schließlich sehe ich Menschen. Sie stehen, hocken oder knien neben einem kleinen Teich und sind eifrig vertieft ins Werkeln. Mit Stichsäge und Akkubohrer schrauben sie Holzplanken zusammen, sägen Rohre und Mülltonnen auf. Ich nähere mich vorsichtig der Gruppe. Die ersten Gesichter, die mir hier entgegenblicken, sind jedoch zwei gezeichnete Figuren auf einem weißen Blatt Papier. Sie sind betitelt als „Inselgärtner/in Sebastian Goodman und Greta Greenplant“ und sind mit Stecknadeln an eine Pappstellwand gepinnt.



Abb. 43/44: Beim Bau der Insel; Ausschnitt der Inselplanung

Schließlich bemerken mich auch die Werkelnden. Sie bauen eine kleine Insel, erklärt mir der Workshopleiter, auf der sich dann *Sebastian Goodman* und *Greta Greenplant* treffen können, um zur Ruhe zu kommen und ein bisschen zu gärtnern. Die Inselgärtner:innen sind fiktiv, die schwimmende Plattform, die hier entsteht, ist aber real. Auf ihr wird eine Leiter mit Blumentöpfen platziert, in die Schläuche verknotet sind. Daneben hängen aufgeschnittene Plastikrohre vertikal an einem Gerüst und erinnern an eine bepflanzte Murbelbahn. Neben der großen Insel schwimmen kleinere Inseln. Es sind Holzkonstruktionen, in die ebenfalls Pflanzentöpfe eingehängt sind. – An sich bin ich lediglich einem ausgetretenen Pfad gefolgt, nun befinde ich mich in einer eigenen kleinen Welt, in der mit ein paar Holzbrettern, Plastikrohren und Akkubohrer eine Zeitreise in eine fiktive Zukunft angetreten wird.

In den kommenden Wochen folge ich weiteren ausgetretenen Pfaden durch den Wald, folge Natty, der Werkzeuge und Bauteile mit dem E-Mobil über das Gelände fährt, folge Christoph beim Käsemachen, in einer benachbarten Ortschaft. Ich folge den Beschilderungen im Haupthaus, um die Dusche zu finden, die sich hinter lehmverputzten Glasflaschen versteckt. Ich folge dem WLAN-Signal, das ab und an auftaucht und wenige Kilobit

Datenpakete vorbeischiekt, folge dem Heizsystem vom Biomeiler (mit dem aus Kompost Energie gewonnen wird) bis auf den Dachboden, folge der Geschichte des Geländes durch Aktenordner und Zeitungsartikel, folge überdimensionalen Modellen von Termitenhügeln und folge dem Geruch von Essen quer über das Gelände bis in die Küche. Während dieser ersten Wochen folge ich allem, was meine Aufmerksamkeit erregt.



Abb. 45/46/47/48/49: Spuren, die meine Aufmerksamkeit erregen, v. l. n. r.: große Modelle von Menschen, Termitenhügel, Sticker, Käse machen , Brückenhaus.

1 Eigene Übersetzung, Originaltext: „Either we follow social theorists and begin our travel by setting up at the start which kind of group and level of analysis we will focus on, or we follow the actors' own ways and begin our travels by the traces left behind“.

2 Latour beschreibt damit seinen Ansatz einer Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT). Auch wenn sich die ANT von einer Praxistheorie insofern unterscheidet, als sie den Menschen in ihrer Analyse gegenüber anderen Entitäten deprivilegiert, so teilen sie doch grundlegend einen relationalen Ansatz, in dem Dinge eine Handlungsträgerschaft besitzen und die Bedingungen ihres Handelns reproduzieren oder aktualisieren, weshalb Reckwitz den posthumanistischen Ansatz Latours ebenfalls als eine Theorie sozialer Praktiken und somit praxeologisch orientiert liest (Reckwitz 2003, 283).

3 Die Beziehung zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren ist nicht frei von Machtdynamiken und bleibt für die Umwelt nicht folgenlos. Diesen Punkt sehen auch Law (1999) und weitere Sozialtheoretiker:innen (Lee/Stenner 1999, Mol 1999). Sie kritisieren daher die ANT als eine Black-box, die die eigentliche Komplexität sozialer Ereignisse verschleiert – „We have lost the capacity to apprehend complexity“ (Law 1999, 8). Jedoch folgt daraus für Law keine grundsätzliche Abkehr von diesem Ansatz, sondern eine konzeptionelle Anschlussmöglichkeit. Seine Kritik richtet sich insbesondere dagegen, die ANT als eine eigenständige „smooth and consistent theory“ zu sehen (Law 1999, 1), da sie eine reibungslos funktionierende Gesellschaft suggeriere, so Lee und Stenner (1999, 104). Um mehr Bewusstsein und Aufmerksamkeit auf die Machtbeziehungen zu lenken, die zwischen den Akteuren eines Feldes ausgehandelt werden, schlägt Law vor, das komplexe Gefüge aus menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren als „assemblages of forces“ (Law 1999, 38) zu verstehen. Für Law sind Netzwerke bereits Ansammlungen an

„Entweder folgen wir den Sozialtheoretikern und beginnen unsere Reise, indem wir zu Beginn festlegen, auf welche Art von Gruppe und welche Ebene der Analyse wir uns konzentrieren werden, oder wir folgen den eigenen Wegen der Akteure und beginnen unsere Reise mit den Spuren, die sie hinterlassen haben“, schreibt Bruno Latour in seiner Einführung zu „Reassembling the Social“ (2005). Ihm geht es darum, das Feld als ein komplexes Gefüge zu verstehen, dessen Akteure in einem relationalen Beziehungsverhältnis zueinander stehen. Dafür definiert er die beteiligten Personen, Dinge, Instrumente als Akteure.² Latour zufolge besitzen sie jeweils eine eigene Handlungsfähigkeit, stehen in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis und hinterlassen Spuren (Latour 2005, 29). Das Feld, das Gelände, auf dem ich mich bewege, in dieser Weise zu betrachten hilft mir zum einen, die völlig unterschiedlichen Dinge – die Modelle von Menschen und Termitenhügeln, die Aktenordner mit Zeitungsartikeln, das Brückenhaus, die Sticker und die selbst ausgebauten Autos – in eine Beziehung zueinander zu setzen, ohne zunächst den Zusammenhang verstehen zu müssen.³ Wie ich später bemerken werde, bringt mich dieser relationale Ansatz, der den Menschen als alleinig handlungsfähiges Wesen deprivilegiert, sogar näher an das kollektive Selbstverständnis der ökosozialen Transformation.⁴

Die Kritik am Wachstum ist auch eine Kritik an der Dominanz, die sich der Mensch gegenüber anderen Lebewesen auf der Erde zuschreibt. Eine Alternative zur spätmodernen Gesellschaft zu schaffen, ist daher auch der Versuch, ein eher symbiotisches Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt herzustellen. Das wird auf dem Lageplan deutlich, der im Eingangsbereich des Haupthauses hängt. Er ist der Versuch, einen Überblick zu geben über das dichte Gestrüpp, die verschlungenen Pfade, die angelegten Bereiche und die teils verwitterten Gebäude. Das unübersichtliche Gelände wird in eine Draufsicht übersetzt mit Wasserstellen oder Gebäudedescriptionen als Wegmarken zur Orientierung, ohne aber die tatsächlichen Wege freizuschneiden oder kenntlich zu machen.

Der grundsätzlich einfache Gedanke, den Menschen zu deprivilegieren und in eine Wechselbeziehung mit seiner Umwelt zu setzen, hat in der Theoriebildung der Kultur- und Sozialwissenschaften zu einem umfangreichen Paradigmenwechsel geführt. Praxistheoretiker:innen, die das Soziale als Resultat von soziomateriellen Aushandlungsprozessen verstehen, geben den Artefakten und Körpern dabei eine hervorgehobene Rolle. So materialisiert sich im Lageplan der Versuch, gewohnte Praktiken des Sehens und Orientierens zwar weiterzuführen, sie aber zu aktualisieren, in-

dem auf Straßenschilder oder weitere strukturierende Interventionen ins Gelände verzichtet und die Orientierung stattdessen an bestehenden Sichtmarken ausgerichtet wird. Dadurch verschiebt sich aber auch die Praxis des Forschens und wird die Rolle der Forscherin umgedeutet.

Anstatt das Untersuchungsfeld mit einem vorgefertigten Theoriegerüst zu betreten und Akteur lediglich als Träger von Informationen zu betrachten, ist es für Latour (2005, 11) – und andere posthumanistische Theoretiker:innen wie Law, Jasanoff, Suchman, Mol, Bennett, Ingold und schließlich auch für Praxistheoretiker:innen wie Schatzki, Knorr-Cetina, Reckwitz und Julier – entscheidend, den diversen Entitäten eines Feldes die Fähigkeit zurückzugeben, ihre eigenen Theorien darüber zu entwickeln, woraus sich das Soziale zusammensetzt. Das Forschen wird damit zu einer Erkundungsreise, für die ich mich auf die Eindrücke und Ungewissheiten des Feldes einlasse. Ich folge den Bewegungen von Menschen, den eher flüchtigen Eindrücken von Gerüchen und auch solchen Bewegungen, die sich über die Jahre immer wieder wiederholt haben und als Pfade Spuren in den Wald getreten haben. Teilweise sind diese Spuren älter als die Gemeinschaft selbst und reichen zurück bis in die Nutzung des Geländes durch den vorherigen Pächter, das Zentrum Mensch, Natur, Technik.

Kräften und es sei gerade die power, „what makes them what they are, and what – eventually – is responsible for their collapse“ (Law 1999, 38). Grundsätzlich vertreten diese Positionen (von Law 1999 und Latour 2005, Stengers 2005, Bennett 2004) ein gemeinsames Verständnis einer Mensch-Umwelt-Beziehung. Es ist aber wichtig, bereits hier darauf einzugehen, um das Konzept der Mensch-Umwelt-Beziehung zu kontextualisieren und so die Suchbewegung nachvollziehen zu können.

- 4 Die Kritik am Wachstum ist auch eine Kritik an der Dominanz, die sich der Mensch gegenüber anderen Lebewesen auf der Erde zuschreibt. Eine Alternative zur spätmodernen Gesellschaft zu schaffen ist daher auch der Versuch, ein eher symbiotisches Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt herzustellen.



Abb. 50/51: Ein gezeichneter Lageplan; der Weg zum Waldgarten, den nur Ortskundige erkennen.

Bewegen

Vor allem aber bemerke ich schon bald, dass hier selbst alles in Bewegung ist. Nicht nur ich, die den verschiedenen Spuren der Community folgt, sondern auch die Community selbst, alles scheint in Bewegung: die Menschen, die kommen und gehen und so fast täglich eine andere Gemeinschaft formen, die Bauprojekte, die nie ganz abgeschlossen scheinen, die Mitglieder, die selbst ständig

unterwegs sind. Im Café am Haupthaus und auf dem Parkplatz herrscht für diese abgelegene Gegend ein reges Treiben. Häufig steht es im Zusammenhang mit Veranstaltungen, die hier regelmäßig stattfinden. So auch, als WBZ zum „KreativLab“, einem regionalen Vernetzungstreffen einlädt. Es ist eine von vier Veranstaltungen, die das „Landesnetzwerk Kreative.MV“ an unterschiedlichen Standorten in der Region durchführt. Unter dem Motto „Leerstand war gestern. Freiräume sind Zukunft“ wird der hohe Leerstand von Häusern und Gewerberäumen in Mecklenburg-Vorpommerns problematisiert.

Um produktiv mit dem Problem umzugehen, deutet die Initiative den Leerstand positiv in „Raumwohlstand“ um. Beides, die Perspektive auf Leerstand als einen Fehler, der behoben werden muss, und die positive Umdeutung des Problems, entsprechen einem eher neoliberalen Grundgedanken, nach dem in den verlassenen Häusern ein ökonomisches Potenzial erkannt wird, das ausgeschöpft werden kann. So soll der ländliche Freiraum attraktiv für Kreativunternehmer:innen gemacht werden (Feldnotizen, Niekritz, 5.9.2019). Für das Treffen sind daher unter anderem „Kreativorte“ aus der Region (ein offener Kunstraum aus Grevesmühlen, Upcycling-Ateliers aus Lübz) eingeladen, aber auch regionale Investoren, Vertreter:innen aus der Lokalpolitik und dem Biosphärenreservat Schaalsee, Mitarbeitende der Innovationsabteilung eines Verlags, der in Mecklenburg-Vorpommern ansässig ist. Und schließlich auch der Projektinitiator des in Brandenburg erfolgreich durchgeführten „Summer of Pioneers“, einer Art Residency für Kreative in Wittenberge, um den Ort für junge, hippe Städter:innen attraktiv zu machen und auszubauen. Doch ganz so einfach – kreative Aufwertung vs. kulturelle Identität und soziale Verantwortung – ist es dann doch nicht.

Am Morgen wird eine Studie des Think Tanks „Neuland 21“ präsentiert, in der das Potenzial der „urbanen Dörfer“ untersucht wurde, anschließend zieht der Initiator des „Summer of Pioneers“ eine Bilanz aus seinem Projekt. Er warnt vor einer „Goldgräberstimmung“ unter den Lokalpolitiker:innen, die nun einen Co-working-Space nach dem anderen eröffnen würden (Feldnotizen, Niekritz, 5.9.2019). Hier zeigt sich bereits eine vorsichtige Selbstkritik, doch die soziale Komplexität, die durch die kreativen Initiativen im ländlichen Raum ausgehandelt werden muss, deutet sich lediglich an. Einerseits sind die Initiativen daran interessiert, die Region weiterzuentwickeln und im Sinne einer nachhaltigen Zukunft umzugestalten, andererseits sind sie abhängig von wirt-

schaftlichem Erfolg, der ihnen diese eigenständige Handlungsfähigkeit ermöglicht.

Die Verworrenheit der Perspektiven und Ansprüche wird zum Abschluss des Tages, der gefüllt war von Erfolgsgeschichten, Unternehmertegeist und agilen Formaten, noch einmal sehr deutlich. Es folgt ein letzter partizipativer Workshop. In kleinen Gruppen soll durch Brainstorming-Techniken erarbeitet werden, wie zukünftig Arbeiten in der Region Ludwigslust-Parchim aussehen könnte. Auf großen Postern entstehen farbenfrohe Zeichnungen, auf denen ein Picknicktisch ebenso zum Arbeiten der Zukunft gehört wie auch ein Coworking-Space, ein Baum und ein 3D-Drucker. Und hier wird deutlich: Nicht nur ich folge einer Community, auch sie verfolgen etwas. Es ist eine gemeinsame Idee, in der es nicht abwegig erscheint, den Ausbau einer strukturschwachen Gegend mittels eines 3D-Druckers zu denken. Dieser Moment lässt mich aufhorchen und ich vermerke ihn mit einer Notiz in meinem Feldtagebuch – doch ein paar Tage später schon folge ich einer neuen Spur.

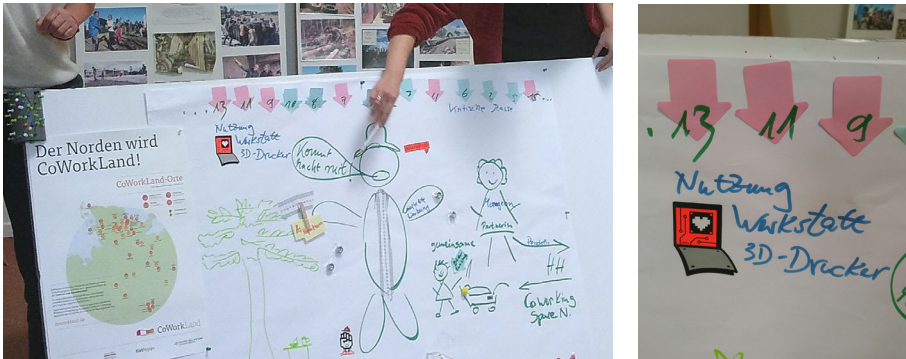


Abb. 52/53: Workshop: Arbeiten der Zukunft auf dem Land.

Diesmal folge ich mit meinem Van einem anderen Van. Es ist das erste Mal seit meiner Ankunft, dass ich das Gelände verlasse. Als Kolonne schlängeln wir uns durch menschenleere Dörfer, dazwischen endlose Felder. Das ändert sich schlagartig, als wir die Elbe überqueren, bis 1989 die innerdeutsche Grenze zwischen BRD und DDR. Dreißig Jahre ist die Wiedervereinigung der beiden deutschen Länder her und immer noch ist die Landschaft und sind auch die Ortschaften geprägt von ihrer unterschiedlichen Geschichte. Während diesseits der Elbe die Ortschaften in Rauputzfassaden gehüllt sind, zieren jenseits der Elbe alte Inschriften die renovierten Fachwerkhäuser. Die Vorgärten sind bestuhlt und herausgeputzt, die Dorfplätze erscheinen belebt. Und noch etwas ist auffällig. Vor vielen Scheunentoren sind große gelbe Kreuze

5 Auslöser war u. a. die Ankündigung von Ministerpräsident (Niedersachsen) Ernst Albrecht, in Gorleben ein Endlager für Atommüll zu bauen, 22. Februar 1977.

aufgestellt. An einer Ecke mahnt sogar eine verkleidete Puppe auf einem Motorrad mit erhobenem Kreuz. Ich fühle mich unwohl in dieser eingeschworenen Gemeinschaft, die mir wie ein Kult vor- kommt. Später wird sich herausstellen, dass dies der noch stehen- de Protest ist aus der Anti-Atomkraft-Bewegung Ende der 1970er Jahre,⁵ der hier wortwörtlich Wurzeln geschlagen hat. Während also jenseits der Elbe in der BRD der kollektive, politische Protest Fahrt aufnahm, herrschte diesseits der Grenze in der DDR, keine zehn Kilometer entfernt, der Rückzug ins Private und in die Un- auffälligkeit.



Abb. 54/55: Rauputz in MV; gelbes Protest-Kreuz am Scheunentor im Wendland.

An einem der alten Fachwerkhöfe bleiben wir stehen. Wir parken auf einer Wiese, auf der bereits andere Camper und Zelte aufge- stellt sind. Laute Musik tönt aus allen Ecken, Festivalstimmung. Während die Zelte und Camper mit ihren Anbauten eher an opu- lente Paläste erinnern, werden hinter Pkws oder sogar auf Fahr- radanhängern winzige Häuser hergezogen. Sie wirken bizarr: winzige Fenster, kleine Tische mit Vasen, bürgerlich-idyllisch, aber halt winzig. Die winzigen Wohnobjekte stehen im Schutz ho- her Nadelbäume. Drumherum werden aus Handkarren Getränke angeboten und aus einer Nudelmaschine kommt frische Pasta. Für einen kurzen Zeitraum, gerade einmal vier Tage, sind die klei- nen Häuschen hierhergebracht worden. Sie verdichten die Idee eines „winzigen Lebens“, eine Popup-Utopie des Weniger. Es ist das Streben nach Selbstbegrenzung, in einem der wohlhabendsten Länder der Welt und inmitten von Feldern, die bis zum Horizont reichen. Wieder bin ich irritiert. In der Scheune des Hofes, die mir angesichts der klei- nen Häuschen unnötig groß erscheint, sind Infostände aufgebaut, weitere winzige Häuser und Solaranlagen. An der Wand hängen die farbigen Tafeln der 17 „Sustainable Development Goals“ (SDG) wie tibetische Gebetsfahnen.

Je tiefer ich eindringe in das Feld, umso verzweigter und undurchschaubarer erscheint mir das Ganze. Immer mehr Personengrup-

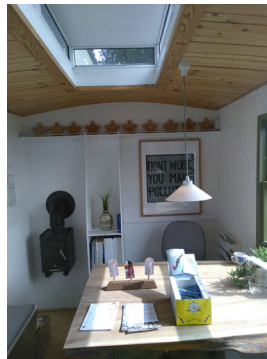


Abb. 56/57: Der Traum vom kleinen Leben beim Tiny Living Festival.

pen, Projekte und andere Dinge begegnen sich. Das komplexe Gefüge der WBZ-Community hält sich an keine statische Auslegung, sie ist permanent in Bewegung. Es fällt mir zunehmend schwerer, die Situationen in meinem Notizbuch zu rekonstruieren. Alles scheint sich aufzulösen in einer vibrierenden Bewegung von Menschen, Projekten, Themen und Dingen.

Vibrieren

In diesen ersten Wochen merke ich, dass hier etwas passiert, was überregional viele Leute zusammenbringt, sie motiviert, sich zu engagieren und einen eigenen Beitrag zu leisten. Dennoch bekomme ich nicht zu fassen, was es ist, das diese Menschen zusammenbringt und sie vernetzt. Fortlaufend werden neue Verknüpfungen hergestellt und ich verstehe bald, dass die WBZ-Community nicht auf die Grenzen ihres Grundstücks begrenzt werden kann. Die Beziehungen und Überschneidungen mit weiteren Projekten gehören ebenso zum Wesen der Gemeinschaft. Die gelben Kreuze am Wegesrand, die bunten SDG-Fähnchen und auch die winzigen Häuser – ich frage mich, was es ist, das ihnen Wirksamkeit (power) verleiht (Bennett 2010). Der Sozialtheoretikerin Jane Bennett zufolge besitzen sie eine eigene Handlungsträgerschaft, die ihre Umgebung affiziert. Die Kreuze haben auf mich eine mächtige Wirkung und ich möchte ihnen lieber nicht zu nahe kommen. Von den kleinen Häusern werde ich daran erinnert, dass neoromantische Bürgerlichkeit auch auf wenig Raum möglich ist, und die SDG-Fähnchen verleihen der Scheune eine spirituelle Nachhaltigkeit. Von ihnen geht ein Vibrieren aus, sie demonstrieren, sie protestieren und sie schließen Menschen zusammen.

Bennett zufolge erlangt eine soziomaterielle Assemblage ihre Handlungsfähigkeit durch das Bündeln von Bildern und Praktiken (Bennett 2010, 50). Zusammen verleihen sie einer sozialen Bewegung die Möglichkeit, die Gesellschaft unter einer bestimmten Prämisse zu reformieren (ebd., 50). Die Reform, die hier angestoßen werden soll, erschließt sich mir in diesen ersten Wochen noch nicht. Zwar deutet sich in den Bildern und Praktiken, Personen und Situationen, denen ich begegne, etwas an, aber das Feld, in dem ich mich bewege, scheint sich fortlaufend zu wandeln: Nachhaltiges Prototyping trifft auf Regionalentwicklung und trifft auf Open Source, Inseln und fiktive Personas, auf Brainstorming und Spiritualität und schließlich auf das hier: winzige Häuser.

Das Feld als eine vibrierende Assemblage zu begreifen, stärkt zum einen meinen Blick auf die soziomateriellen Beziehungen der Gemeinschaft und die affektiven Beziehungen zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren.⁶ Und zum anderen offenbart sich das Vibrieren, das das ephemere Gefüge in Bewegung hält, als eine eigentümliche Konstitution der ökosozialen Transformationsbewegung. In der sozialen Bewegung finden sich viele Motive einer neoliberalen Moderne wieder, dennoch entzieht sie sich in ihren Praktiken wiederum dieser eindeutigen Zuschreibung.

Anstatt mich von der Unstetigkeit und Ungreifbarkeit verunsichern zu lassen, versuche ich die Bewegung an- und aufzunehmen, ihr zu folgen und zu beobachten, wie sie mich in immer neue Situationen bringt und wie sich eine Vision herausformt, die weit über die Grenzen des WBZ-Geländes hinausreicht. Die posthumanistische Perspektive auf die Beziehungen zwischen Menschen und ihrer Umwelt, wie Bennett sie vorschlägt, ermöglicht mir, von einer vorschnellen Bewertung und theoretischen Einordnung der Situationen erst einmal zurückzutreten und auch grundsätzlich andere Beziehungen zwischen Menschen und ihrer Umwelt in Betracht zu ziehen. Während Bennett mit ihrer wissenschaftsaktivistischen Arbeit zur Slow-Food-Bewegung konkret für eine ökologischere Lebensweise sensibilisieren möchte (Bennett 2010, 50), liegt mein Untersuchungsinteresse erst einmal darin herauszufinden, welche Reform in und mit der „Bewegung der Transformationsbewegungen“ verhandelt wird und welche soziomateriellen Praktiken es sind, die sie in Bewegung halten.

Ich möchte verstehen, was der 3D-Drucker mit Regionalentwicklung zu tun hat, wie mit Holzbrettern, Plastikrohren und Werkzeugen die Zeit verdichtet wird und warum in einem der wohlhabendsten Länder Menschen zusammenkommen, um ein

6 Oder nach Bennett (2010): die organischen und anorganischen Wesen.

winziges Leben zu feiern. – Ich beschließe, meine Suchbewegung zu öffnen und mehr über die Vision der ökosozialen Transformation zu erfahren, darüber, wie sie mir hier und insbesondere in den Vernetzungstreffen, beim Festival und beim Prototypenbau begegnet ist. Mit WBZ lege ich einen Ausgangspunkt fest, um von dort aus den Akteuren und ihrer vibrierenden Bewegung selbst zu folgen (Latour 2005, 12).

Proben

Bevor ich ausführlicher aufzeige, wie diese soziomateriellen Assemblagen, die Dinge und Visionen in gemeinsamen Praktiken zusammenkommen, möchte ich noch einen Moment bei deren Beobachtung bleiben und verorten, was hier eigentlich passiert. Mit Blick auf ihre Praktiken lassen sich die soziomateriellen Gefüge in etwa so beschreiben: Menschen bauen, hämmern, sägen, kleben und zeichnen Welten, die es (bisher) nicht gibt. Sie bauen eine Insel, ein kleines Haus oder zeichnen das Bild von einem 3D-Drucker, der über einem Picknicktisch schwebt. Allerdings tun sie das nicht, um das Bild aufzuhängen oder um die Dinge tatsächlich zu verwenden, sondern um etwas herauszufinden. Die Objekte helfen dabei, „vorhandenes Wissen zu vermitteln und mögliche Zukünfte zu antizipieren“ (Kimbell/Bailey 2017, 217)⁷. Als Prototypen sind sie epistemische Zwischenobjekte, „Dinge, die wir machen, um Dinge herauszufinden“ (Stappers 2013, 85)⁸ und deren eigentliche Bestimmung darin besteht, in einem Entwurfsprozess grundlegende und umfassende Erkenntnisse zu gewinnen.

Durch die Prototypen und Skizzen werden Positionen gebildet, jedoch nicht, indem sie sprachlich verhandelt, sondern indem sie gebaut werden. Wie fühlt es sich an, in einem winzigen Raum zu stehen und sich vorzustellen, dort tatsächlich zu leben, jeden Tag aufstehen, zu frühstücken, zu arbeiten und Freunde einzuladen? Wie praktikabel ist es, auf einer wackeligen Plattform zu knien und Gemüse von schwimmenden Pflanzentrögen zu ernten? Welche Wege geht eine Handwerker:in auf dem Land, wem begegnet sie dort und welche infrastrukturellen Zugänge braucht sie, um ihrer Arbeit nachzugehen? Dadurch bekommt die Idee eine materielle Form, mit der „das Abstrakte in einer Weise verstanden werden kann, wie es sonst anders nicht möglich wäre“ (Chow 2013, 165)⁹. Die Objekte bzw. die Skizzen sprechen gewissermaßen für sich, sie vermitteln über das gesprochene Argument hinaus noch weitere sinnliche, räumliche, körperliche, materiale Qualitäten. Dadurch bekommt die mögliche Zukunft eine mögliche Gestalt, bleibt jedoch aufgrund der Durchlässigkeit, Unbestimmtheit und

7 Eigene Übersetzung, Originaltext:
„to mediate existing knowledge and
anticipate possible futures“.

8 Eigene Übersetzung, Originaltext:
„things we make to find out things“.

9 Eigene Übersetzung, Originaltext:
„knowing the abstract in a way not
possible without it“.

epistemischen Interdisziplinarität der Prototypen (Corsín Jiménez 2014, 383) immer nur eine materiale Spekulation und als Zwischenobjekt unabgeschlossen.

Gerade dieser Punkt verleiht Praktiken des Selbermachens jedoch ein weitreichendes Zukunftswissen. Zum einen werden außerhalb der etablierten künstlerisch-gestalterischen Institutionen und auch jenseits wirtschaftlicher Unternehmen kreative, gestalterische Mittel der „materialen Spekulation“ (Smith et al. 2016, 12) eingesetzt, um gemeinsam an der Vision einer möglichen Zukunft zu arbeiten. Zum anderen schafft die materielle Spekulation – indem sie nicht näher sprachlich bestimmt und dennoch auf greifbare Weise konkret ist – einen Zu- und Umgang mit dem unbestimmten Objekt „Zukunft“. Die Insel, das winzige Haus und auch die Skizze ermöglichen es, dass unterschiedliche Positionen eingenommen werden können (Farías 2013, 62) – sitzend, liegend, stehend, aus der Sicht eines Gärtners, einer Macherin, eines Tischlers oder einer Investorin. Die epistemische Dissonanz (ebd.), die daraus entstehe, helfe der „produktiven Ausschöpfung alternativer Erkenntnisperspektiven auf ein noch nicht-existierendes Objekt“ (ebd., 71). Das, was ich hier als ungreifbar und vibrierende Eigenbewegung erlebe, die vagen Ideen, die durch ein paar Bretter und Schrauben verhandelbar werden, sind der fortlaufende Austauschprozess einer alternativen Zukunftsvision. Es ist ein kollektiver, überregionaler Entwurfsprozess, der bereits in voller Bewegung ist, als ich ihm das erste Mal begegne.

Mit diesem ersten Teil ging es mir darum, ein Spektrum an soziomateriellen Konfigurationen aufzuzeigen, denen ich während meines Aufenthalts bei WBZ begegnet bin, und dabei das Entstehen einer Suchbewegung nachzuzeichnen, mit der ich den Mitgliedern der Gemeinschaft gefolgt bin, bis weit über die Grenzen des Grundstücks hinaus. Die Abgrenzung von WBZ zu anderen Projekten ist fließend und wie ich erfahren werde, verdichten sie sich zu einer eigenen sozialen Landschaft. Im nächsten Kapitel werde ich zeigen, wie das Folgen der Postwachstumspraxis zu einer offenen Suchbewegung geworden ist, wie sie mein Forschungsvorhaben bestimmt hat und wie sich darin die Vision einer gemeinwohlorientierten, nachhaltigen Zukunft materialisiert und sie auf die Probe stellt.

Prototypen einer Postwachstumsgesellschaft

Im vorangegangenen Abschnitt habe ich den methodischen Perspektivwechsel angesprochen, der die praxistheoretischen und auch posthumanistischen Theorieansätze prägt. Daran möchte

ich in diesem zweiten Teil anschließen. Ausgehend von der Beobachtung, dass Menschen und Dinge mit ihrer Umwelt in einer affektiven Beziehung stehen und auch Dinge eine eigene Handlungsfähigkeit besitzen, werde ich im Folgenden aufzeigen, wie sich die Vision einer Postwachstumsgesellschaft materiell manifestiert. Im Materialisieren einer Postwachstumsgesellschaft – im Bauen von Prototypen, Zeichnen von Skizzen, Schreiben von Projektplänen – formen die Projektgemeinschaften eine kollektive Vision heraus, die jedoch in Aktivitäten wie *urban gardening* oder *Reparieren* auf ganz unterschiedliche Weise praktiziert wird. Dabei entsteht auch ein konkretes Handlungswissen über eine mögliche Zukunft. Dafür werde ich den Fokus darauf richten, was für eine Zukunft hier imaginiert und materialisiert wird, vor welchem sozialen und politischen Hintergrund sie entsteht und welche kulturellen Stränge hier zusammenkommen.

Das Feld, das ich vor allem im Raum Nordostdeutschlands verorte, ist ein heterogenes Gefüge. Weder lässt es sich unter einer gemeinsamen sozialen Bewegung noch unter einer alleinigen Praxis oder anhand von einem einzigen Gegenstand verbinden. Stattdessen treffen hier die *Tiny-House-Bewegung*, die *Maker-Bewegung*, die *Open-Source-Bewegung* und *Umweltbewegungen* wie *Extinction Rebellion* und *Fridays for Future* aufeinander. Und es überlagern sich aktivistische und gestalterische Praktiken mit akademischen, gouvernementalen und unternehmerischen Praktiken in Projekten wie der *partizipativen Regionalentwicklung*, der *Komposttoilette* oder dem *Open Source Hardware Standard*. – In den jeweiligen Projekten materialisieren sich multiple Mikro-Transformationsstrategien. Sie verfolgen je auf ihre Weise eine gemeinsame Vorstellung davon, wie sich die Macher:innen in dieser Region vorstellen – angesichts existenzbedrohender Krisen, vor allem aber mit Blick auf den Klimawandel – zukünftig zusammenzuleben, zu wohnen und zu arbeiten.

Im Laufe der Forschung schärfte sich meine Vorstellung davon, was die Zukunftslabore im weitesten und vielfältigsten Sinne sind. Durch meine Beobachtung gelangte ich zu einer Arbeitsdefinition, wie ich die Bezeichnung der Zukunftslabore verwende, wobei ich die Projektgemeinschaften im Kontext dieser Untersuchung auch synonym als ökosoziale Reallabore, DIY Communities, Transformationsinitiativen, Zukunfts- oder Kreativorte bezeichne. Dennoch, ihr Fokus auf eine (Um-)Gestaltung der Zukunft ist zentral, ebenso der Labor-Charakter, in dem innovative Ansätze ausprobiert werden. Der Begriff *Zukunftslabore* setzt sich daher aus dem Querschnitt der Eigenbezeichnungen und meinen Beobachtungen

- 10 Mit dem namentlichen Bezug zum Labor fordert das Reallabor eine soziale Anerkennung der kreativen Praxis ein, gegenüber den institutionellen Milieus der Wissenschaft (Björgvins-son et al. 2010). Der Lebensraum ist ein ästhetischer, aber fiktiver Gegenentwurf zu einem hektischen, urbanen Alltag und stellt sich gegen das Paradigma eines steten Wachstums. Für Schöpke et al. ist das Erzeugen von „Wissen darüber, wie wir vom Ist- zum Soll-Zustand gelangen“ (Schöpke et al. 2017, 9), eine der wesentlichen Aufgaben von Reallaboren. In Zukunftslaboren wird diese Aufgabe noch ergänzt durch die Frage der Zukunftsfähigkeit, also „wie wir vom Ist- zu einem nachhaltigen Soll-Zustand gelangen“.

zusammen: Im Innovations- und Wirtschaftskontext treten viele Gemeinschaften als *Zukunfts- und Kreativorte* auf, gleichzeitig nutzen sie die Rahmung als Reallabor¹⁰, um eine Schnittstelle zur Wissenschaft und Forschung herzustellen. Die Projektgemeinschaften eignen sich bestehende Formate aus Wissenschaft und Wirtschaft an, um anschlussfähig und damit förderfähig zu werden, etwa für die Bundesförderung von Kreativorten oder universitäre Forschung.

Zukunftslabore:

– sind Projekte, Initiativen, Netzwerke, die im Selbstversuch transformative Gesellschaftsentwürfe proben. Sie gehen von einem notwendigen Umbau der Gesellschaft jenseits von Wachstumsparadigmen aus. Sie teilen ein Bewusstsein für soziale und ökologische Themen, sind digital vernetzt und sehen ihre Umwelt als gestaltbar an. Zukunftslabore der ökosozialen Transformation zeichnen sich durch eine hohe Bereitschaft aus, jeden Lebensbereich zu einem Experiment zu machen, wofür sie physisches Eigentum, meist in Form von Grund und Boden oder digitaler Infrastruktur, gemeinschaftlich verwalten. Die Projekte verstehen sich gerade nicht als autonome Einheiten, sondern viel mehr als urbane Satelliten, die durch ihre Aktivitäten in den spätmodernen Alltag zurückwirken und Alternativen aufzeigen wollen. Zwar stehen sie der Zukunft skeptisch gegenüber, glauben aber dennoch an Fortschritt, insbesondere an den selbstgemachten. Sie sind urban geprägt, naturverbunden, spirituell offen, wissen sich selbst zu behelfen und nutzen neue Technologien, um ein gesamtgesellschaftliches Umdenken zu erwirken.

Zuvor hatte ich schon ein paar meiner Beobachtungen in pointierte Fragen umformuliert: Warum kommen Menschen in einem der wohlhabendsten Länder und umgeben von hektarweise unbebautem Land zusammen, um sich zu der Idee eines winzigen Lebens auszutauschen? Wie sollen mit einfachen Heimwerker-Tools die komplexen Herausforderungen einer spätmodernen Gesellschaft gelöst werden? Und was hat der 3D-Drucker mit Regionalentwicklung zu tun? Die Fragen zeigen vermeintliche Widersprüche oder ungewohnte Handlungen. In der Irritation, die sie bei mir als Beobachterin erzeugen, wird genau die kollektiv geteilte Vision eines gesellschaftlichen Umbaus sichtbar. Mit der Beobachtung formte sich über die Orte und den Weg dazwischen heraus, was „die Zukunft“ in der Vision einer ökosozialen Transformation in Nordostdeutschland meint.

Im Folgenden werde ich die Grundannahmen ausführen, nach denen die Projektgemeinschaften eine bestehende Gesellschaft in eine Postwachstums-gesellschaft transformieren wollen. In einzelnen Facetten werde ich besprechen, was das für eine Zukunft ist, die in den Projekten imaginiert und praktiziert wird und die sich über die Orte und Jahre (von 2018 bis 2022) verdichtet hat.

I. In der Zukunft gibt es bereits genug.

Gegen drei Uhr betrete ich ein Ladenlokal in Berlin-Charlottenburg. Einmal in der Woche öffnet Timm hier sein Repair-Café. An diesem Tag haben Leute aus der Nachbarschaft die Möglichkeit, ihre kaputten Dinge vorbeizubringen und sie gemeinsam zu reparieren. Als ich komme, schraubt Timm gerade an einer elektrischen Kaffeemühle. Ein grauhaariger Mann mit Pferdeschwanz und bunter Brille schaut zu, ihm gehört die kaputte Mühle. Das Gerät, das nun in Einzelteilen auf dem Tisch liegt, ist ein gewöhnlicher Gebrauchsgegenstand. Die Mühle ist nichts Besonderes und hat auch keinen besonderen emotionalen oder materiellen Wert. Vor allem aber wurde sie nicht dafür gebaut, um repariert zu werden, was das Vorhaben erschwert. Die Arbeitszeit, die der ausgebildete Ingenieur in das Auseinandernehmen, das Fehlerfinden und schließlich in das kreative Lösen des Problems steckt, ist womöglich teurer, als eine neue Kaffeemühle zu kaufen. Aber darum gehe es ihm nicht, meint Timm. Sein Gedanke ist ein anderer: Als Gesellschaft seien wir heute so weit entwickelt und hätten so viel gebaut, dass wir eigentlich bereits genug haben. Nur müssten wir neu lernen, mit den Dingen neu umzugehen, so Timm (Gesprächsnotiz, Berlin, 28.9.2019).

Es ist ein postmaterieller Gedanke, der Timm bei seinem Repair-Café, genauso aber auch Dominik beim Reparieren meines Handys, Frederik beim Umnutzen von einem Wittenberger Gutshof als Coworking-Space und Naherholungsort oder Pia und Kornelius beim Containern¹¹ von Materialien für ihr Tiny House in Weißensee begleitet. Der postmaterielle Gedanke geht von einer grundsätzlichen Unvereinbarkeit von Wirtschaftswachstum und den endlichen planetaren Ressourcen aus. Das sind nicht nur Baumaterialien, sondern betrifft insbesondere auch die Annahme, dass auch zukünftig nicht mehr Energie zur Verfügung stehen wird als gegenwärtig vorhanden, da fossile Brennstoffe auslaufen und erneuerbaren Energien physikalische Grenzen gesetzt sind (Guenot/Vetter 2022, 248). Daraus leiten die Vertreter:innen postmaterieller Denkweisen Nicolas Guenot und Andrea Vetter eine Notwendigkeit zur Selbstbegrenzung ab. Jedoch bedeutet eine Be-

11 Beim „Containern“ werden Materialien oder Lebensmittel, die von anderen weggeworfen wurden, wortwörtlich aus dem Abfallcontainer geholt und wiederverwertet.

grenzung von Wachstum für sie nicht, dass es keine Entwicklung mehr geben darf. In ihrer Verortung von digitalen Technologien im Postwachstumsdiskurs schreiben sie: „Degrowth can be seen as a call to critically reassess the idea of progress as it was forged in the ideological framework of industrial societies“ (ebd., 247). Für sie ist der „Mythos vom Fortschritt“ nicht zwangsläufig verbunden mit einer kapitalistischen Produktion (ebd., 247).

Da es in ihrer wie auch in Timms Argumentation bereits genügend Gebäude, technische Geräte usw. gibt, müsse die Entwicklung eher in eine andere Richtung gehen. Die Entwicklung von Technologien müsse sich wieder von der Mehrheit angeeignet werden, anstatt einigen wenigen Konzernen zu gehören, so die Transformationsforscher:innen Guenot und Vetter. „Geräte, die vormals Hightech waren, können manchmal wiederverwendet werden, so dass durch die Wiederverwendung vorhandener Komponenten eine adaptive Antwort auf die Krisen der Industriegesellschaften entwickelt werden kann.“¹² (Guenot/Vetter 2022, 258) Anstatt dass also fortlaufend neue Dinge hergestellt werden, fordern sie mit ihrer Kritik an der Industriegesellschaft neue Umgangsweisen, die die Nutzer:innen und Bevölkerung miteinbezieht: Bestehende Gebäude sollten umgenutzt und Ressourcen wiederverwertet, technische Geräte sollten gepflegt, repariert und so umgebaut werden, dass sie geöffnet und so länger verwendet werden können.

Den postmateriellen Praktiken, die auf Fürsorge, Suffizienz¹³ und Autonomie basieren (Vetter/Schmelzer 2020, 8), liegt die Frage zugrunde, inwiefern ökonomische Werte über die gleiche Basis verfügen können wie soziale und ökologische Werte. Entgegen der Logik kapitalistischer, liberaler Wertschöpfung versuchen die Projekte daher eine postmaterielle Praxis zu etablieren, in der sie eine gemeinsame Nutzung von Ressourcen und Erträgen etablieren. Radikal dezentralisiert, kollaborativ, nichtproprietär und über einen geografisch weit erstreckten Raum sollen lose verbundene Individuen miteinander kooperieren (Benkler 2006, 60 in Apprich 2015, 157).

Wenn Timm keine Kaffeemühlen repariert, arbeitet er für die Open Source Ecology Germany (OSEG), ein deutschsprachiges Netzwerk, das versucht, eine eigenständige Open-Source-Ökonomie aufzubauen, um dadurch die Regeneration der Umwelt und soziale Gerechtigkeit zu fördern.¹⁴ Oder er unterstützt ein Konsortium zur Entwicklung eines DIN-Standards für Open-Source-Hardware.¹⁵ Oder er organisiert Workshops zusammen mit der roq_agency, einer NGO, die sich für Open Knowledge und Open Technology in Regionen des Globalen Südens einsetzt und die

12 Eigene Übersetzung, Originaltext: „Devices that were once high-tech can sometimes be repurposed, so that an adaptive response to crisis of industrial societies can be developed by reusing existing component“.

13 Ein suffizienter Lebensstil meint, sich daran anzupassen, weniger materielle Ressourcen zu verbrauchen.

14 https://wiki.opensourceecology.de/Open_Source_Ecology_Germany, 6.12.2022.

15 <https://www.din.de/de/forschung-und-innovation/din-spec/alle-geschaeftsplaene/wdc-beuth:din21:305669958/pdf-3053142>, 6.12.2022.

ebenfalls das Ladenlokal nutzt¹⁶ (Gesprächsnotiz Timm, Berlin, 28.9.2019). Wie Apprich feststellt, bringen postmoderne Praktiken auch ein postmodernes Subjekt hervor.¹⁷ Apprich fasst es als ein vernetztes Individuum, das „kein stabiles, um eine bestimmte räumliche Sozialbeziehung zentriertes Subjekt“ ist (Apprich 2015, 139). Entsprechend der krisengeprägten Gegenwart und wie am Beispiel von Timm deutlich wird, ist es vielmehr ein „instabiles, multiples und diffuses“ (ebd., 139).

Das Open-Source-Prinzip hat eine Strahlkraft in ganz unterschiedliche Lebensbereiche, die hier nur gemeinsam denkbar sind. In den Selbstversuchen der Macher:innen und Zukunftslabore zeigt sich die Überzeugung, dass ökologische Verantwortung, gesellschaftliches Engagement, Selbstverwirklichung und Wirtschaftlichkeit sich nicht ausschließen müssen, sondern gemeinsam praktiziert werden können.

II. Die Zukunft kennt kein Draußen.

In der Vision der Postwachstumstransformation geht es um die Vereinbarkeit von vermeintlichen Gegensätzen. Zum einen ist es der Versuch, soziale, ökologische und ökonomische Werte zusammenzubringen, zum anderen verschwimmt die Grenze zwischen Stadt und Land. Projekte wie der Hof Prädikow, WBZ, die Open Eco Labs oder Wandelgut nutzen den ländlichen Raum nicht, um sich von der Stadt abzugrenzen, sondern als notwendigen Freiraum, um an einer neuen Vorstellung von Urbanität zu arbeiten. Das Konzept eines Draußen, wohin man in der Freizeit Ausflüge macht oder sich am Wochenende zurückzieht, um der Hektik des Alltags und der Großstadt zu entfliehen, gibt es dann in dem Sinn nicht mehr. Das Narrativ von „in“ der Stadt und „draußen“ auf dem Land, das sich mit der Industrialisierung gefestigt hat, wird im Kontext der Postwachstumstransformation neu erzählt (Boeing 2016, 320).

16 <https://openculture.agency/>, 6.12.2022.

17 Hierzu können auch die Praktiken gezählt werden, die von einem Umgang mit Materialien jenseits ihres wirtschaftlichen Werts ausgehen.



Abb. 58/59: Zwei Stadt-Land-Narrative: links, Selbstversorgung auf dem Land (1978); rechts, urbanes Ökotoxia der Zukunft (2012).

18 Ursprünglich wurde das Bild, das die Idee der Ökonomie zeigen soll, von der Illustratorin Jessica Perlstein 2012 gezeichnet. Es diente als Vorlage für den postapokalyptischen Film „The Fifth Sacred Thing“ nach der Romanvorlage der US-amerikanischen Feministin Starhawk. jessicaperlstein.com.

Das rechte Bild zeigt eine Frau, die auf dem begrünten Dach eines Hochhauses steht. Dieses Bild wurde während eines WBZ-Workshops den Teilnehmenden als Inspiration gezeigt. Es zeigt die Ökonomie eines San Francisco im Jahr 2048.¹⁸ Entscheidend ist hier, dass die Stadt der Zukunft als ein hochentwickeltes und gleichzeitig blühendes Biotop dargestellt wird. Windkraftanlagen und Transportgondeln, die die Häuser miteinander verbinden, sind ebenso präsent wie Gewächshäuser auf den Dächern, Fahrräder und tibetische Gebetsfahnen. Die Ökonomie, wie sie in diesem Bild dargestellt ist, unterscheidet sich ganz wesentlich von den Darstellungen vergangener Umweltbewegungen. Ein Beispiel finde ich in John Seymors Selbstversorgerbuch, das 1978 das erste Mal erschienen ist, seit 2005 wieder aufgelegt wird und hier im Feld als populärer Klassiker für die Heimgärtnerei gilt. In dem Buch wird durch handgezeichnete Bilder vermittelt, wie einfach Gartenarbeit ist. Subtil und im Hintergrund wird aber auch das Bild einer rauchenden, schwarzen Stadt gezeichnet, die das grüne idyllische Land vergiftet (Bild links). Im Bild der urbanen Ökonomie 2048 wird dieser Gegensatz und damit der Stadt-Land-Dualismus hingegen aufgehoben.

In den Projektgemeinschaften sind es vor allem die digital arbeitenden Stadtbewohner:innen, die das gemeinschaftliche Leben auf dem Land für sich entdecken und urbane Satelliten bilden. Die Studie Neuland 21, die das Phänomen der „urbanen Dörfer“ beschreibt, stellt fest: „auch wenn die neuen Landbewohner den Städten den Rücken kehren, nehmen sie einen Teil des urbanen Lebensgefühls mit. [...] Nicht die Abgrenzung von der Stadt, die einst Städter in klassische Landkommunen trieb, steht im Vordergrund, sondern ein modernes Landleben mit urbanem Charakter“ (Dähner et al. 2019, 21). Vor allem durch eine digitale Vernetzung wird es möglich, das „urbane Lebensgefühl“ – womit „Caféhaus-Kultur, nachhaltige kleine Läden, alternative Szene-Events, Kreativität und multikulturelles, weltoffenes Lebensgefühl“ gemeint ist, wie es eine weitere Untersuchung des Projekts CoWorkLand in Zusammenarbeit mit der Bertelsmann Stiftung (Bähr et al. 2020, 2) schreibt¹⁹ – aus einer verdichteten Stadt in den ländlichen Freiraum mitzunehmen.

Die Auflösung des Draußen erfolgt vor allem durch den Zugang zu urbanen Infrastrukturen, zum Internet und einer schnellen Bahnanbindung (Prädikow, Coconat, Summer of Pioneers), die urbanes und ländliches Leben näher zusammenbringen. So sähen sie sich nicht als autarke Lebensgemeinschaft, wie mir Aurèle und Robin von WBZ in einem Gespräch beim Mittagessen erzählen.

19 Erste Einblicke der beiden Studien wurden auf dem regionalen Vernetzungstreffen bei WBZ präsentiert. Zu diesem Zeitpunkt waren sie noch nicht abgeschlossen.

Zum einen gebe es gewisse gesetzliche Vorgaben von der Stadt, etwa an das lokale Wassernetz angeschlossen zu sein. Außerdem sei der Zugang zum Internet eine Grundvoraussetzung. Lieber wollten sie die „ursprünglichen Prinzipien“ dort umsetzen, wo es sinnvoll wäre, und ansonsten lieber Synergien mit bestehenden Infrastrukturen nutzen (Gesprächsnotiz Aurèle und Robin, Niek-litz, 17.8.2019).

Die Stadt-Land-Grenze löst sich aber in beide Richtungen auf, indem andererseits „die Natur“ in die Stadt geholt wird. Während meiner Feldforschung bin ich zwar viel im ländlichen Raum unterwegs, mache aber auch Halt in kleineren und größeren Städten. Sensibilisiert durch das Thema und indem mich meine Gesprächspartner:innen darauf aufmerksam machen, sehe ich die bepflanzten Baumscheiben, die Bienenstöcke auf dem Dach, das „urban gardening“ in Gemeinschaftsgärten oder auf dem Balkon.

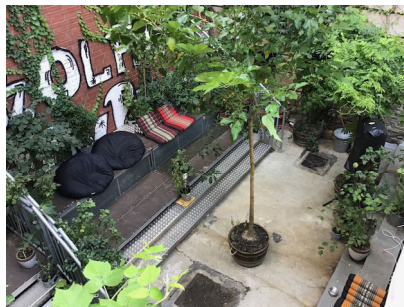


Abb. 60/61: Urban Gardening in der Klimawerkstatt Werder und im Fiction Forum Berlin.

III. Die Zukunft ist natürlich digital.

Mit Laura von der Solidarischen Landwirtschaft *Lebendiger Landbau* (im Folgenden mit SoLaWi bezeichnet) sitze ich auf einem kleinen Erdhügel unter einem Walnussbaum. Wir schauen auf einen Pappelhain, den sie drei Jahre zuvor auf der Westseite des Grundstücks gepflanzt hatten. In kurzer Zeit ist er mehrere Meter hoch gewachsen, nun picken dort Hühner im Schutz der Bäume. Durch ihr Gepicke und Gescharre lockern sie den Boden auf dem Feld und zwischen den Bäumen. Hühner und Bäume bilden eine Symbiose ganz im Sinne der Permakultur. Sie profitieren voneinander und der Hof profitiert davon, dass weniger Hühner von Greifvögeln geholt werden und dass der steife Westwind, der hier oben über das flache Land weht, sich in den Bäumen verfängt. Laura erzählt mir davon, wie sie sich als Genossenschaft organisieren. Die meisten SoLaWist:innen wohnen in den nächsten Städten, in Lübeck oder Schwerin. Einmal die Woche beziehen sie jeweils einen Ern-

teanteil, der am Hof abgepackt und dann in Verteilräume in die Städte gebracht wird. Manche holen ihren Korb auch vor Ort ab. Gerade einmal vor drei Jahren hatten sie angefangen, die Felder zu bewirtschaften (Gesprächsnotiz Laura, Upahl, 22.9.2019). Dass das so schnell ging und die Nachfrage so hoch ist, hätten sie auch der Crowdfunding-Kampagne zu verdanken. Über die Crowdfunding-Plattform Startnext hatten sie die Anschubfinanzierung für ihr Projekt zusammenbekommen, vor allem aber haben sie dadurch Aufmerksamkeit auf ihr Projekt gelenkt (ebd.).

Insgesamt produziert die SoLaWi knapp 150 Ernteanteile (ein Ernteanteil pro Person), die jede Woche an ihre Mitglieder verteilt werden. Sie versteht sich aber nicht als Dienstleisterin, sondern eben als Genossenschaft. Die Mitglieder packen gelegentlich mit an und einmal im Jahr gibt es ein Hoffest. Dass all das online organisiert wird, erwähnt Laura nur am Rande, das sei für sie selbstverständlich (Gesprächsnotiz mit Laura, Upahl, 22.9.2019). Zusätzlich zu ihrer Webseite, über die sich neue Interessent:innen melden können, und mit der Unterstützung eines programmieraffinen Mitglieds der Genossenschaft hat die SoLaWi eine eigene Kommunikationsplattform aufgebaut, auf der die Mitglieder sich vernetzen und selbstständig Arbeitsgruppen bilden können (ebd.).

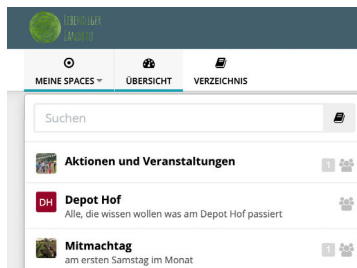


Abb. 62/63: Screenshot des selbstgebauten Kommunikationstools; Die SoLaWi Lebendiger Landbau bei ihrem Sommerfest 2019.

In seiner Arbeit zur Theorie der Vernetzung zeichnet der Medienwissenschaftler Clemens Apprich die Geschichte eines alternativen Netzdiskurses von den Anfängen des World Wide Web in den 1990er Jahren bis zum Web 2.0 (partizipative Plattformen, nutzergenerierte Inhalte, soziale Medien) der 2010er Jahre nach. Er stellt unter anderem die These auf, dass eine notwendige Voraussetzung für eine soziale Kollektivität ihre technische Konnektivität sei (Apprich 2015, 140). Apprich beobachtet das etwa bei der Erfindung des TCP (Transmission Control Protocol) in den 1970er Jahren, das festlegt, welchen Weg Daten nehmen, um von einem Computer zum anderen zu gelangen, und das die Grundlage für

das heutige Internet bildet (ebd., 70). Mit der Entwicklung des TCP im Umfeld der kalifornischen Gegenkultur waren konkrete Werte verbunden, wie Offenheit, Kollektivität und Partizipation (Apprich 2015). Sie prägten die nachfolgenden Netzkulturen wie die Open-Source-Bewegung in ihrem Selbstverständnis, die soziotechnischen Möglichkeiten auszutesten. Und in ähnlicher Weise zeigt es sich auch hier. „Open Source“ hat es herausgeschafft aus den dunklen Kellerräumen der technophilen Geeks, auf den Kartoffelacker in Mecklenburg-Vorpommern und ist hier neben der Radhacke, der manuellen Sämaschine und den Schubkarren ein fester Bestandteil des Geräteschuppens. Die Netzwerktechnologien, die Kommunikationsplattform der SoLaWi, ihr gemeinsamer Chat, die Präsenz auf Facebook und Instagram und auch die Crowdfunding-Kampagne sind nicht bloß Mittel zur Vernetzung, sondern sie sind Teil der sozialen Beziehung (Apprich 2015, 140).

Ganz selbstverständlich, in einer postdigitalen Natürlichkeit, werden digitale Infrastrukturen in die Arbeitsabläufe am Hof eingebunden. Die digitale Vernetzung sei ein wesentlicher Teil ihres SoLaWi-Konzepts, so Laura, da sie eine Wirtschaftsform unabhängig von Großabnehmern und einem instabilen Marktgeschehen ermöglicht. Hinter ihrer Arbeit stehe keine komplexe oder automatisierte Logistik. Stattdessen ist eine niederschwellige und dezentrale Vernetzung und die Möglichkeit, dass die Mitglieder sich aktiv einbringen können, wesentlich für das Konzept der SoLaWi.²⁰ Dadurch werde auch gleich ein ideeller Bezug zu den Lebensmitteln hergestellt.

Schnittstellen zwischen postdigitaler Vernetzung und ökologischer Wertschöpfung begegne ich auch bei der OSEG²¹, die unter anderem Windturbinen, Hydroponikmodule und einen mobilen Melkroboter auf Open-Source-Basis entwickelt. Das Netzwerk ist lose organisiert und existiert real eigentlich nur in seiner Website.²² Digitalisierung und Netzwerktechnologien sind der Ausgangspunkt für eine neue Form der Kollektivität (Apprich 2015, 144). Die virtuelle Darstellung im Internet ist jedoch kein Abbild der Projekte, wie es etwa noch in der Idee der „Digitalen Stadt“ in den Anfängen des World Wide Web oder auch im Second-Life-Projekt der frühen 2000er Jahre angelegt war. Stattdessen sind partizipative Plattformen und soziale Medien elementare Voraussetzung für kollaborative Ökonomien und eine alternative ökologische Wertschöpfung.

20 Die Commons-Aktivistin Silke Helfrich sieht in solchen kollaborativen Finanzierungsmodellen einen „Abschied vom Prinzip des Äquivalenten-tauschs“ (Helfrich 2015, 47). Zu Beginn des Jahres schließen die Mitglieder ein Abo ab und beziehen das Jahr hindurch Gemüse und Eier. In einer „Bieterrunde“ legen sie den Betrag fest, den sie monatlich zahlen. „Dabei werden alle Mitglieder nach Vorlage eines Haushaltsplans und Minimalbudgets gebeten, auf freiwilliger Basis und je nach individuellen Spielräumen Gebote zur Teilfinanzierung abzugeben.“ (Dörry/Schulz 2020, 273) Das gibt dem Hof eine finanzielle Absicherung, dessen Ernte von den Unwägbarkeiten des Wetters abhängig ist und gelegentlich überrascht wird von langen Dürren oder verregneten Sommern.

21 Sowie bei der Klimawerkstatt Werder, Wandelgut, Hof Prädikow oder dem Verstehbahnhof Fürstenberg.

22 Mitunter wirkt die virtuelle Community sogar lebendiger als die, der ich vor Ort begegne. Bei meinem Besuch der Kuckucksmühle treffe ich vor Ort niemanden aus der Gemeinschaft an, während online mehrmals die Woche Arbeitstreffen stattfinden. Erst zwei Jahre später begegne ich einigen Mitgliedern in Leipzig auf dem Kongress des CCC (Chaos Computer Club).

IV. Die Zukunft bleibt daheim.

2019 entsteht in Hitzacker ein Naherholungsort. Das Projekt „Destinature“ hat sich dem nachhaltigen Tourismus verschrieben und will zukünftig ein Dutzend Tiny Houses und Schlafkabinen anbieten. Außerdem soll es eine Ladestation für E-Bikes geben, Komposttoiletten, Sauna, Community Gardening und einen Co-working-Space. So sollen Arbeit und Erholung miteinander vereint werden. Nicht nur der Anspruch, in der Arbeit Selbstverwirklichung und Sinnstiftung zu finden, ändert sich, sondern auch die Praxis des Arbeitens. „Arbeit findet immer öfter mobil beim Kunden, von unterwegs in der Bahn oder im Homeoffice statt – und das häufig auch außerhalb der üblichen Bürozeiten“ (Dähner et al. 2019, 13). Dass schon bald der Ausbruch der Covid-19-Pandemie einen regelrechten Paradigmenwechsel des Arbeitens erzeugen und auch die Nachfrage für Urlaub in der unmittelbaren Umgebung steigen wird, ahnt bis dahin noch niemand. Dennoch sind Konzepte der Naherholung und der Vereinbarkeit von „Arbeiten und Leben“ bereits fester Bestandteil der ökosozialen Transformationsinitiativen. In ihren Praktiken findet gleichzeitig eine geografische und eine sozioökonomische Neuausrichtung statt.



Abb. 64/65: Das Destinature-Dorf im Aufbau.

Eine geografische Neuausrichtung wird etwa in der Idee der ländlichen Coworking-Spaces deutlich. Sie stehen für die Möglichkeit, den Wohnort unabhängig vom Arbeitsort wählen zu können. Anstatt täglich zu pendeln oder auf Auto und Bahnverbindungen angewiesen zu sein, scheint der Coworking-Spaces die ideale Lösung, um die Arbeit zu sich zu holen. Um zu untersuchen, wie sich Coworking im ländlichen Raum etablieren ließe und welche Bedürfnisse es dabei abzudecken gilt, hat das Projekt CoWorkLand²³ einen Container zu einem mobilen Coworking-Space umgebaut. Er ist ausgestattet mit sechs Arbeitsplätzen, einer Kaffeemaschine, freiem WLAN und hat durch Dschungeltapete und Birkenholzlele-

²³ Initiiert wird das Pilotprojekt durch die Heinrich-Böll-Stiftung, die der Partei die Grünen nahesteht, finanziert durch das Programm „Land:Digital“ des Bundesministeriums für Landwirtschaft und evaluiert durch die Bertelsmann Stiftung.

mente ein modernes, urbanes Flair. Alle paar Wochen wechselt der Container seinen Standort.

Auf Einladung besuche ich den Container, der zu dieser Zeit gerade in Schuby steht, einem kleinen Ort in Schleswig-Holstein. Da ich abends ankomme, parke ich neben dem CoWorkLand-Container. Er steht auf einer grünen Freifläche nah am Stadtzentrum zwischen Friedhof, Schule und Poliklinik.²⁴ Der Dorfkern scheint verlassen. Auch noch am nächsten Tag, als ich neben dem Container aufwache, ist das Einzige, was sich bewegt, der zähfließende Verkehr Richtung Autobahn. Wie ich später erfahren werde, ist es die Idee des Coworkings auf dem Land, genau hier anzusetzen: einerseits den täglichen Pendelverkehr zu reduzieren, andererseits aber auch den Dorfkern wieder zu beleben, wofür das Projekt sinnbildliche Ausdrücke erfindet, wie „Freiwillige Feuerwehr 2.0“ oder „Digitaler Dörpskrog“ (Bähr et al. 2020, 54).

Das ausgeprägte lokale Bewusstsein zeigt sich sowohl in den ländlichen Coworking-Spaces als auch in dem Naherholungsort Destinature, der den Tourismus in die unmittelbare Umgebung zurückholen möchte. Anstatt in den Urlaub zu fliegen, wird mit dem Argument der Nachhaltigkeit die Distanz zwischen Wohnort und Urlaubsziel verringert.

24 Viele Ärzt:innen unter einem Dach, ein Gesundheitsmodell der DDR.



Abb. 66/67/68: Der CoWorkLand-Container in Schuby.

Während ich mit Juli, die das CoWorkLand-Projekt zeitweise vor Ort betreut, auf der Terrasse des Containers in der Sonne sitze, kommt ein junger Mann vorbei. Er ist Anfang dreißig, sieht mit seiner lässigen Kleidung, den langen Haaren und der Mütze nach Großstadt aus. Vor kurzem ist er hier in die Gegend zurückgezogen. Er ist Elektroingenieur und seinem Arbeitgeber gefolgt, der hier in die Gegend gezogen ist. Raus aus der Stadt wollte er eh. Mittlerweile ist sein Arbeitgeber aber insolvent gegangen und nun möchte er es gerne als Freelancer und mit Homeoffice probieren. Fast schon prototypisch entspricht er der Zielgruppe des CoWorkLand: jung, ungebunden, flexibel, mobil, naturverbunden und interessiert an neuen Arbeitsformen. Neben der geografischen Neuausrichtung unterstützt der ökosoziale Wandel auch eine

Neuerortung von Arbeit und Freizeit, von Steuerung und Freiheit, von Konsum und Produktion, deren Grenzen zunehmend brüchig werden.

Arbeit und Freizeit, die seit der Industrialisierung und durch sie als eigenständige Lebensbereiche definiert werden, fallen in dem spätmodernen Lebensmodell wieder zusammen. Jedoch nicht, um in einen präindustriellen Zustand zurückzuführen. Das Konzept der Freizeit – einer Zeit, in der keine Erwerbsarbeit stattfindet und die der Erholung dienen soll – hat erst mit zunehmendem Wohlstand in der Nachkriegszeit ihr heutiges Bewusstsein von konsumorientierter Freizeitgestaltung und Selbstverwirklichung entfalten können (Kreis 2020, 37 ff.). Die neu gewonnene Zeit und der zunehmende Wohlstand waren Voraussetzung dafür, dass sich der berufstätige Mann und etwas später auch die Hausfrau dem Heimwerken als Freizeitaktivität widmen konnten (ebd., 322) und Selbstverwirklichung nun nicht mehr einem prekären, künstlerischen Lebensstil vorbehalten war (Krämer 2014, 56; Reckwitz 2012). Die Auflösung der Grenzziehung zwischen Arbeit und Freizeit im Übergang von einer organisierten Moderne zu einem neuen flexiblen Kapitalismus (Krämer 2014, 23) beabsichtigt jedoch gerade nicht, das Konzept der Freizeit aufzugeben, sondern von nun an die eigene Selbstverwirklichung und Suche nach Sinnstiftung der Arbeit voranzustellen.

Das postindustrielle Hybridmodell „Workation“, mit dem Destination, WBZ oder Coconat ihr Angebot bezeichnen, geht sogar noch einen Schritt weiter. Hier werden Arbeit (work) und Urlaub (vacation) offensiv zusammengefasst. Arbeit soll nicht als Belastung empfunden werden, sondern als Erholung. Das bedeutet vor allem eine starke Liberalisierung der Arbeitsverhältnisse: Bestenfalls kann die/der vernetzte Kreativunternehmer:in auch gleich noch dazu beitragen, die eigenen kommunikativen und sozialen Fähigkeiten weiterzuentwickeln und Möglichkeiten der ökonomischen Verwertung zu finden (Apprich 2015, 140). Im Sinne einer sozioökonomischen Neuausrichtung ist es aber nicht nur die Weiterentwicklung der eigenen Fähigkeiten, sondern eben auch der Mobilität, die einen Ansatz zu Selbstverwertung bieten. „Den Extremfall bilden Digitalnomaden, die mit Laptop und Wifi ihrer Arbeit theoretisch jederzeit und überall auf der Welt nachgehen können. Sie sind damit die typische Klientel für eine wachsende Zahl städtischer – und inzwischen auch ländlicher – Coworking-Spaces.“ (Dähner et al. 2019, 13) Besonders auffällig ist, dass die Hybridisierung der Lebensbereiche sich auch in der Einrichtung und Ausstattung der Orte zeigt.



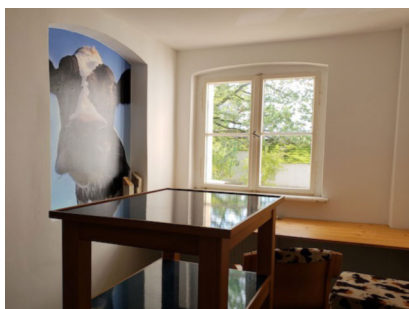


Abb. 69/70/71/72: „Arbeiten heute“ im Workation-Retreat Coconat in Bad Belzig.

In Bad Belzig mache ich Halt im Coconat-Workation-Retreat. Ich habe keine explizite Verabredung. Mit dem Mitbegründer Ferdinand, den ich während des Vernetzungstreffens bei WBZ kennengelernt hatte, bin ich später noch online verabredet. Zum Zeitpunkt meines Besuchs ist er bereits in der Vorbereitung seines nächsten Projekts. Für das geplante KoDorf soll ein ehemaliges Sägewerk in Wiesendorf zu einem Ort des „Co-Living“ mit Tiny Houses und Clusterwohnen umgebaut werden. Nun mache ich aber erst einmal einen kleinen Rundgang durch das Gutshaus und über das Gelände des bereits realisierten Coconat-Projekts.

Die Gleichzeitigkeit – nicht der Ausgleich – von Arbeit und Erholung materialisiert sich hier in einer breiten Auswahl zwangloser Arbeitssituationen: etwa einem großen Saal, in dem es zwar auch Tische gibt, viel prominenter ist aber eine Sitzinsel mit Kissen, die zum Fläzen ermutigt. Weiter gibt es eine kleine Kammer für eher intimere Besprechungen mit Stehtisch und Barhockern im Cow-Look. Und auch im weitläufigen Außenbereich soll Arbeit entspannen. Dafür sind Hängematten und Schaukeln in den Bäumen aufgehängt, und durch Zelte und Wohnwagen kann sogar die Abenteuerlust befriedigt werden. Die Varianz hält jeder/m Coworker:in offen, sich einen eigenen Wohlfühlort zum Arbeiten zu suchen. Abgerundet wird das Konzept der Workation durch einen ironischen Kommentar in der Eingangshalle. Hinter dem

Empfang lehnt ein Bild, auf dem eine Gruppe Geschäftsmänner in Hemden und Krawatte um einen Tisch herumsitzt. Das Bild erinnert daran, was man hier meint überwunden zu haben.



Abb. 73: „Arbeiten früher“, ein ironischer Kommentar im Workation-Retreat Coconat.

V. In der Zukunft is(s)t man, was unten rauskommt.

Ich bin im Wendland auf dem *Tiny Living Festival*. Für vier Tage sind hier Leute aus der Region angereist und präsentieren sich gegenseitig ihre Projekte für ein Leben des Weniger. Als Zufallsgast schlendere ich über das Gelände, lasse das Treiben auf mich wirken, höre mal in einer Jurte bei einem Vortrag über nachhaltige Baustoffe, Recycling und Open-Source-Hardware zu, woanders bastele ich mit an einem kleinen Stromkreis und helfe dabei, Teig durch die Pastamaschine zu drücken. Vor allem aber probiere ich mich durch die Angebote von Fruchtleider aus gerettetem Obst, den regionalen Saft von der Saftkarre und wage mich an das „umgekehrte Osmosewasser“, das aus einer Pumpe kommt, an der mehrere Schläuche hängen. Der Faszination für alternative biotechnische Prozesse begegne ich auch, als ich schließlich auf die Toilette muss. Zur Auswahl stehen mir zehn in Reihe aufgestellte Komposttoiletten, eine selbstgebaute Pissrinne, ein Waldstück, oder die P-Bank, ein Projekt von Studierenden der Bauhaus Universität Weimar, bei dem ich meinen Urin zur Phosphatgewinnung spenden kann.

Wie auch schon in den Umweltdebatten der 1970er Jahre gehen die spätmodernen Transformationsbestrebungen einher mit dem Interesse an alternativen Technologien (Kallipoliti 2012, 89). Sowohl in der Komposttoilette wie auch in der P-Bank verschränkt sich die Vision einer befreienden Technologie, die als autonomes System die politische Handlungsfähigkeit in die Hände der Men-

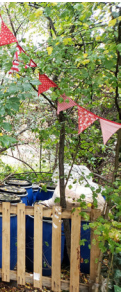
schen zurückgibt, mit der Vision einer alternativen Wertschöpfung, für die Abfallprodukte als Ressourcen umgedeutet werden. Ein fortschrittsorientierter Grundgedanke bleibt dabei bestehen. Im Fall der PBank, die wie die Sci-Fi-Erzählung eines Labors mit Schläuchen eingerichtet und mit chemischen Formeln dekoriert ist, kann Urin sogar gespendet werden. Urin wird zu einer wertvollen Ressource, mit der eine nachhaltige Zukunft wissenschaftlich entwickelt werden kann.



Abb. 74/75/76: Von einer Manufaktur gebaute Komposttoiletten von Werkhaus; P-Bank-Toilette als Labor; selbstgebaute Komposttoilette auf der Insel Weißensee.

Insbesondere der Komposttoilette begegne ich ständig wieder, manchmal als industriell hergestelltes Objekt, wie auf dem Tiny Living Festival, häufiger aber als Selbstbau, wie bei WBZ, der So-LaWi, der Insel Weißensee. Das soziomaterielle Imaginäre, das die Komposttoilette verkörpert und es für die Postwachstumsbewegung so ansprechend macht, ist die Vision eines geschlossenen, verlustfreien, energiearmen Kreislaufs. Mit wenig Aufwand, ein paar Brettern und Schrauben, einem Eimer und Sägespänen kann eine funktionsfähige und nach westlichem Standard hygienisch akzeptable Anlage bereitgestellt werden. Da anstelle von Wasser mit Sägespänen „gespült“ wird, ist die Toilette weitestgehend unabhängig von Infrastrukturen für die Wasserversorgung. Die Begeisterung für die Idee eines geschlossenen Kreislaufs im Kontext des Umweltaktivismus erklärt sich die Architekturtheoretikerin Lydia Kallipoliti damit, dass im Kreislauf der einzige Ausweg aus einem spätmodernen Wachstumsparadigma gesehen wird (Kallipoliti 2012, 100).

In einem Aufsatz beschreibt sie das Eco-House des Umweltaktivisten Graham Caine, der Anfang der 1970er Jahre in London Architektur studierte und bei der anarchistischen Gruppierung „Street Farmers“ aktiv war. Caine baute 1972 ein Haus, das völlig autark funktionierte. Dafür entwickelte er eine Gebäudestruktur, ausgestattet mit Solaranlagen, hydroponischem Garten und „Verdauungssystemen“, durch die Methan zum Kochen und zum Be-



treiben des Gewächshauses produziert wurde. Das Haus war ein eigener lebender Organismus, ein sensibles Ökosystem, das abgestimmt war auf Caines Energieverbrauch (er zählte die Kalorien, die er produzierte und verbrauchte, Kallipoliti 2012, 92). Viele der „alternativen Technologien“ wie Algenvergärungsanlagen, Wasserfiltersysteme, Solarplattenkollektoren, Windgeneratoren und auch Komposttoiletten gehen auf diese Zeit zurück (Kallipoliti 2012, 89) und tragen damit auch die in die Systeme „eingebauten“ Imaginären weiter. Als politisches Statement, um sich aus den Abhängigkeiten fragiler staatlicher Infrastrukturen zu befreien, ist auch hier im Kontext einer spätmodernen Transformationsbewegung die Komposttoilette eine befreiende Technologie, die dem linearen Wachstumsparadigma einen Kreislauf entgegensetzt.

Im Gegensatz zu dem geschlossenen System als einzigem Ausweg aus den urbanen Umständen (einer Abhängigkeit von staatlichen Infrastrukturen und Konsummärkten) verkörpert die Komposttoilette jedoch eher einen integrierenden Gedanken. Die eigentliche Faszination der Komposttoilette liegt womöglich auch in ihrem wertsteigernden Versprechen, aus zwei Abfallprodukten, Sägespänen und Kot, nährstoffreichen Kompost zu produzieren, der anschließend als Dünger für den Gemüseanbau verwendet werden kann. Im Sinne des Postwachstums ist es zum einen die Reduktion des Energieverbrauchs, die hier im Vordergrund steht, und zum anderen die Möglichkeit, Konsum anders zu lenken.

In Kreisläufen zu denken passiert nicht nur bei Komposttoiletten, sondern auch beim Anbau von Lebensmitteln (Permakultur), beim Tauschen von Kleidung oder Stickern auf Briefkästen, die anzeigen, welche Gerätschaften verliehen werden können. Damit sollen Kreisläufe, die in der Globalisierung von Warenströmen global angelegt sind, wie etwa das Recycling von Kleidung, zurückgeholt werden. Güter und Ressourcen sollen stattdessen auf regionaler Ebene oder sogar nachbarschaftlich zirkuliert werden. Die tatsächliche Faszination des geschlossenen Kreislaufs vor dem Hintergrund einer kapitalistisch geprägten Gesellschaft liegt aber in der Werterhaltung, wenn im „Recycling“ Abfall zu einer Ressource umgedeutet wird, oder wenn der zunächst als Verlust hingenommene Wertverfall stattdessen sogar zu einer Wertsteigerung führen kann.

VI. Die Zukunft ist eine (trans-)lokale Praxis.

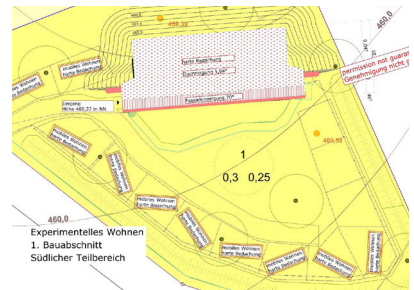
Coworking auf dem Land und Naherholungsangebote, aber auch das Produzieren und Konsumieren in kleinen, überschaubaren, lokalen Kreisläufen stärken den persönlichen Bezug zur Region.

Der „transformative Handlungsspielraum“ liegt in der unmittelbaren Umgebung, während der „transformative Blick“ das globale Geschehen beobachtet. Denn auch wenn „Makerspaces“, „Coworking-Spaces“, „FabLabs“, „Repair-Cafés“ oder andere partizipative Formate gleichzeitig weltweit entstehen und eher globale Phänomene sind, so treffen sie regional doch auf ganz unterschiedliche Anforderungen. Jede Region hat ihre spezifischen Bedingungen und ihre ganz eigene politische und kulturelle Geschichte. Das zeigt sich bereits in den übersichtlichen Dimensionen meiner Feldforschung. Das Gebiet Nordostdeutschlands, das ich mit meinem Van erfahre, erstreckt sich etwa 250 Kilometer von Elbe bis Oder und 350 Kilometer von Ostsee bis Spreewald.

Während im Landkreis Ludwigslust-Parchim in Mecklenburg-Vorpommern die Region seit der Wende mit zunehmendem Leerstand und Abwanderung umgehen muss, weshalb hier die transformativen Strategien darin bestehen, Leerstand in Raumwohlstand umzulabeln, sieht es im Wendland (ehemalige BRD) anders aus. Die Region wird noch heute geprägt von den westdeutschen Umweltbewegungen der 1970er Jahre. Viele Höfe wurden aufgekauft, renoviert und die Protestkultur weitergeführt. „Tiny Living“, die Idee eines reduzierten Lebensstils, trifft hier auf ein spätmodernes Empfinden von Überfluss und auf die Bereitschaft zur freiwilligen Selbstbegrenzung (Schipperges et al. 2017). Die regionalen Forderungen nach Raumwohlstand oder nach einem „winzigen Leben“ werden gerade einmal durch die Elbe getrennt.

Die beobachteten Praktiken und Netzwerke haben sehr unterschiedliche Entwicklungen durchlebt, die eng verbunden sind mit ihrer jeweiligen regionalen Geschichte. Die Bedeutung von Lokalität sehen die Designtheoretikerinnen Yana Boeva und Ellen Foster darin, dass jede Region ihre eigenen Herausforderungen, aber auch eine eigene kulturelle und ökologische Entwicklung durchlebt hat (Foster/Boeva 2018). Boeva und Foster stellen in ihren empirischen Untersuchungen von „Western maker spaces“ fest, dass ein „technosolutionism“ zwar fest einprogrammiert ist in das dominante Narrativ westlicher Maker-Initiativen, dass die Projekte selbst aber viel eher geprägt sind durch ihre lokalen Eigenschaften und Geschichten (ebd., 2). Hier lohnt sich ein genauerer Blick: In jedem der von mir besuchten Projekte gibt es eine ganz eigene Verknüpfung verschiedener sozialer und kultureller Fäden. Im folgenden Beispiel von WBZ treffen Einflüsse der US-amerikanischen Counterculture Movements auf das Erbe der deutschen Reformbewegung und entfalten sich wiederum in einer Gegend (Ludwigslust-Parchim), die geprägt ist von einer grundsätzlich an-

Die Gründungsidee von WBZ entstand 2016 während des Baus eines „Earthships“ in Tempelhof (Baden-Württemberg). Einige der beim Bau Beteiligten waren zuvor in New Mexico gewesen, um an der Earthship Biotecture Academy von dessen Erfinder direkt zu lernen, wie ein Earthship gebaut wird und was dessen Designprinzipien sind. Grob zusammengefasst ist ein Earthship eine Gebäudestruktur, die aus lokalen und recycelten Materialien gebaut wird. Besonders ikonisch sind dessen organische Form, das begrünte Dach, die Glasflaschenwände und die mit Lehm gefüllten Autoreifen. Aus ihnen wird ein Großteil der äußeren tragenden Wand gebaut; gleichzeitig dient die Wärme, die entsteht, wenn Sonne auf die schwarzen Reifen trifft, der Energieversorgung. Als irdisches Raumschiff erinnert es an Graham Caines Eco House, das ich weiter oben beschrieben hatte, und tatsächlich hat der Erfinder Mike Reynolds sein Earthship aus einer ähnlichen Idee von Selbstversorgung entworfen. Mike Reynolds war Wegbegleiter der US-amerikanischen Counterculture Movements. Ganz im Sinne der „kalifornischen Ideologie“ von Offenheit, Partizipation und Kollektivität (Apprich 2015) war es daher von Beginn an ein wesentliches Bauprinzip, dass Earthships von ihren zukünftigen Besitzer:innen selbstgebaut werden. Dabei erhalten sie Unterstützung von Freunden und Freiwilligen, wodurch das Bauwissen weitergegeben wird (Anusas/Harkness 2016, 62)²⁵. Später gründete Reynolds die Earthship Biotecture Academy, um in Seminaren sein Wissen zu vermitteln. Von dort hatte ein Teil der Gründungsmitglieder des späteren WBZ die Idee der Earthships mit nach Deutschland exportiert und in Stuttgart nach einer kreativen Auslegung der städtischen Bauordnung ein erstes Projekt umgesetzt.



Zukunft

Das Projekt WBZ, das dann 2014 in Niekritz entsteht, hat den kollektiven, liberalen Maker-Spirit der kalifornischen Counterculture Movements behalten. Allerdings, so Aurèle in einem Gespräch, unterscheide sich ihr Umweltbewusstsein grundsätzlich. Für sie mache es keinen Sinn, ein Earthship aus Autoreifen zu bauen, da sie weder umweltverträglich noch eine „lokale Ressource/Abfall“ seien, auch findet er die Guru-Mentalität, die er in New Mexico erfahren habe, nicht mehr zeitgemäß (Feldnotiz, Niekritz, 17.8.2019). Hier deutet sich bereits ein anderer kultureller Einfluss an.

Projekte wie WBZ in Niekritz, die Klimawerkstatt in Werder, der Verstehbahnhof Fürstenberg und weitere sind Mitglied der „Offenen Werkstätten“. Das ist ein Verband, der aus den Umwelt- und Reformbewegungen der 1970er Jahre der BRD hervorgegangen ist (Sipos/Franzl 2020). Die Kulturwissenschaftlerinnen Sipos und Franzl analysieren und rekonstruieren anhand von Publikationen, Manifesten und Flugblättern die Entwicklung der Soziokultur und des Selbermachens in Deutschland. So konnten sie nachverfolgen, wie die Veröffentlichung des politischen Manifests „Für ein Recht auf Eigenarbeit“ (1978), mit dem Christine und Ernst von Weizsäcker auf wirtschaftliche und politische Missstände aufmerksam machen wollten, zur Gründung der Offenen Werkstätten und einer ganzen Reihe weiterer Reforminitiativen geführt hat, wie Bürgerzentren, Kinderläden oder die Solidarische Landwirtschaft (Sipos/Franzl 2020, 114). In Westdeutschland wurden sie vereint unter dem Sammelbegriff der Soziokultur, womit sämtliche sozialen Bewegungen gebündelt wurden, die darauf abzielten, „die Lebens, Arbeits- und Lernbedingungen der Menschen durch Kunst und Kultur zu verbessern“ (ebd.).

Ein ganz eigenes Wissen liegt hingegen in der Region selbst. Wie der Designhistoriker Siegfried Gronert feststellt, gab es zur gleichen Zeit wie in Westdeutschland auch in Ostdeutschland Individualisierungstendenzen und einen postmateriellen Wertewandel.²⁶ Allerdings, so Gronert, konnte das planwirtschaftliche System der DDR die Ansprüche nur begrenzt erfüllen, weshalb das Individuum sich weniger mithilfe eines vielfältigen Produktangebots ausdrücken konnte als im Westen (Gronert 2018). Umso interessanter ist daher, dass 1975 aus dem Verband Bildender Künstler heraus das „offene Prinzip“ entwickelt und vom Amt für industrielle Formgestaltung ausgezeichnet wurde (Gronert 2018). Das „offene Prinzip“ war eine Konstruktionsweise, die es dem/r Nutzer:in ermöglichen sollte, Einzelteile oder Baugruppen problemlos durch weiterentwickelte oder alternative Teile zu ersetzen (ebd.).

26 Gerade in der Darstellung des Designs in der DDR und mit einem westdeutschen Blick wird vor allem die Uniformität und staatliche Regulierung der Kultur betont. Gronert kann aber aufzeigen, dass auch hier Individualisierung gesellschaftlich gefördert wurde.

In der DDR versprach dieses offene Prinzip in der Mitte der 1970er Jahre individuelle Variationsmöglichkeiten gegenüber der zuvor starren Orientierung am sowjetischen Modell des sozialistischen Realismus (Gronert 2018). Die Offenheit der Konstruktionsweise war zwar nicht Ausdruck einer soziopolitischen Gegenbewegung, aber dennoch Reaktion auf die Missstände durch eine Mangelwirtschaft. Das umfangreiche und praktische Wissen zu Kollektivität und Subsistenzwirtschaft, also die Erfahrung, gemeinsam mit Rohstoffknappheit umzugehen, ist im kollektiven Bewusstsein der Region verankert (Schmelzer/Vetter 2021).

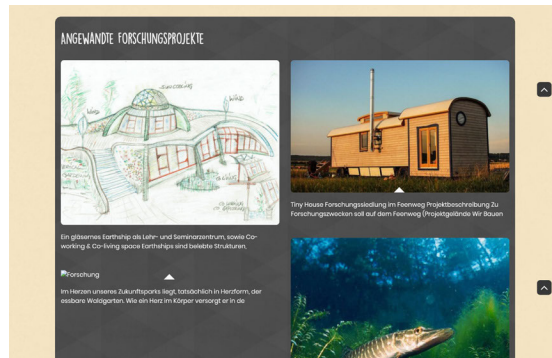


Abb. 79: Skizze des geplanten Earthships für WBZ im Showcase „Angewandte Forschung“ auf wirbauenzukunft.de, 10. 6. 2020.

Wenn in den Zukunftslaboren, wie hier am Beispiel WBZ gezeigt, eine nachhaltige Postwachstumsgesellschaft imaginiert und praktiziert wird, formt sie sich genau in der Verschränkung der unterschiedlichen soziokulturellen Praktiken, sie sind Träger eines multiplen, lokalen Wissens (Shove/Pantzar 2016).

VII. Die Zukunft bleibt offen.

Zuvor hatte ich schon die grundlegende Annahme der Postwachstumsdebatte vorgestellt, dass die Moderne bereits ausreichend Dinge hervorgebracht hat und es in der Zukunft nun darum gehen würde, neue Praktiken zu erlernen, um mit dem Vorhandenen anders umzugehen.

Im Umfeld von WBZ entstand während der Jahre meiner Beobachtung das Modell eines *nachhaltigen, CNC-gefrästen Open-Source-Tiny-Houses*, das versucht, dieses „Umdenken“ bereits im Entwurf und in der Produktion mitzudenken. Hier kommen viele Transformationskonzepte zusammen, daher möchte ich kurz aufschlüsseln, was damit gemeint ist: Als winziges Haus mit gerade einmal zehn Quadratmetern Grundfläche fördert es von selbst

eine reduzierte Lebensweise. Durch den geringen Platz müssen die Bewohner:innen weniger heizen, werden aber auch dazu ge-
nötigt, sich auf einen wesentlichen Besitz zu beschränken. Die
einzelnen Bauteile sind so entworfen, dass sie mithilfe einer
CNC-Fräse²⁷ quasi auf Knopfdruck produziert werden und dann
als Puzzle zusammengesetzt werden können. Die Baupläne sol-
len mit einer Open-Source-Lizenz versehen werden und frei zur
Verfügung stehen. So könnte jede/r mit einem Zugang zu einem
Makerspace oder FabLab das Haus selbst bauen. – In etwa so fasst
mir Aurèle in einem Gespräch, das wir in seiner Werkhalle führen,
das Vorhaben zusammen. Hinter uns auf einer der dicht bepack-
ten Werkbänke steht ein 3D-Drucker, den er aus gefrästen Einzel-
teilen und mithilfe einer Anleitung aus dem Internet selbst gebaut
hat. Dieses Prinzip möchte er auf sein Tiny House übertragen und
mit Baustoffen ergänzen, die möglichst aus der Region kommen,
keine chemischen Verbundstoffe beinhalten und rückbaubar sind.

27 Das ist eine automatische, computer-
gesteuerte Fräse, die in drei Achsen
quasi jede beliebige Form aus Holz
fräsen kann, gehört häufig zur Grund-
ausstattung von Makerspaces und
FabLabs.



Abb. 80/81: Aufbau des ersten CNC-OS-Tiny-House-Prototyps.

Anders als in den Umwelt- und Reformbewegungen Westdeutsch-
lands der 1970er Jahre, in denen ökologische und soziale Reform-
gedanken eher parallel liefen – siehe Beispiel Werkhauspatent –,
wird die ökosoziale Transformation der Spätmoderne als ein ge-
meinsames Projekt angegangen (Görgen/Wendt 2020). Ein nach-
haltiger Umgang mit Ressourcen sei nur wirksam, wenn auch die
Lebens- und Arbeitsumstände nachhaltig sind und nachhaltig ge-
wirtschaftet wird, so der Postwachstums- und Commonsgedan-
ke (Helfrich 2014; D’Alisa et al. 2015; Schmelzer/Vetter 2021). Als
Grundvoraussetzung wird hier der freie Zugang zu Wissen ge-
sehen. Durch das Öffnen, etwa von technischen Geräten, werden
diese reparier- und erweiterbar oder sie werden gleich von An-
fang an „offen“ entworfen. Darin steckt eine Kritik der westlichen
Moderne. Im kybernetischen Verständnis der 1950er Jahre wurde
die Maschine als ein geschlossener Apparat verstanden (Apprich
2015, 147; Simondon 2008). Der Mensch sei „blind gegenüber we-

sentlichen technischen Prozessen“ (Apprich 2015, 149), da er durch Arbeitsteilung und die Trennung von Entwurf, Produktion und Verwendung nur eine unvollständige technische Erfahrung besitzt. Durch das „Öffnen der Blackbox“ soll diese Trennung überwunden werden und mit ihr die restriktive Wissensordnung der Moderne.

United States Patent		USANORR017TA		5,881,977
Danneberg		[11] Patent Number:		5,881,977
		[12] Date of Patent:		Mar. 16, 1999
[21] INVENTOR:		[51] Int. Cl.:		
Holger Danneberg, Individual,		A47C 2/00		2000.01
[22] Filed:		A47C 2/02		2000.01
[23] Priority:		A47C 2/04		2000.01
[24] Foreign:		A47C 2/06		2000.01
[25] Foreign:		A47C 2/08		2000.01
[26] Foreign:		A47C 2/10		2000.01
[27] Foreign:		A47C 2/12		2000.01
[28] Foreign:		A47C 2/14		2000.01
[29] Foreign:		A47C 2/16		2000.01
[30] Foreign:		A47C 2/18		2000.01
[31] Foreign:		A47C 2/20		2000.01
[32] Foreign:		A47C 2/22		2000.01
[33] Foreign:		A47C 2/24		2000.01
[34] Foreign:		A47C 2/26		2000.01
[35] Foreign:		A47C 2/28		2000.01
[36] Foreign:		A47C 2/30		2000.01
[37] Foreign:		A47C 2/32		2000.01
[38] Foreign:		A47C 2/34		2000.01
[39] Foreign:		A47C 2/36		2000.01
[40] Foreign:		A47C 2/38		2000.01
[41] Foreign:		A47C 2/40		2000.01
[42] Foreign:		A47C 2/42		2000.01
[43] Foreign:		A47C 2/44		2000.01
[44] Foreign:		A47C 2/46		2000.01
[45] Foreign:		A47C 2/48		2000.01
[46] Foreign:		A47C 2/50		2000.01
[47] Foreign:		A47C 2/52		2000.01
[48] Foreign:		A47C 2/54		2000.01
[49] Foreign:		A47C 2/56		2000.01
[50] Foreign:		A47C 2/58		2000.01
[51] Foreign:		A47C 2/60		2000.01
[52] Foreign:		A47C 2/62		2000.01
[53] Foreign:		A47C 2/64		2000.01
[54] Foreign:		A47C 2/66		2000.01
[55] Foreign:		A47C 2/68		2000.01
[56] Foreign:		A47C 2/70		2000.01
[57] Foreign:		A47C 2/72		2000.01
[58] Foreign:		A47C 2/74		2000.01
[59] Foreign:		A47C 2/76		2000.01
[60] Foreign:		A47C 2/78		2000.01
[61] Foreign:		A47C 2/80		2000.01
[62] Foreign:		A47C 2/82		2000.01
[63] Foreign:		A47C 2/84		2000.01
[64] Foreign:		A47C 2/86		2000.01
[65] Foreign:		A47C 2/88		2000.01
[66] Foreign:		A47C 2/90		2000.01
[67] Foreign:		A47C 2/92		2000.01
[68] Foreign:		A47C 2/94		2000.01
[69] Foreign:		A47C 2/96		2000.01
[70] Foreign:		A47C 2/98		2000.01
[71] Foreign:		A47C 3/00		2000.01
[72] Foreign:		A47C 3/02		2000.01
[73] Foreign:		A47C 3/04		2000.01
[74] Foreign:		A47C 3/06		2000.01
[75] Foreign:		A47C 3/08		2000.01
[76] Foreign:		A47C 3/10		2000.01
[77] Foreign:		A47C 3/12		2000.01
[78] Foreign:		A47C 3/14		2000.01
[79] Foreign:		A47C 3/16		2000.01
[80] Foreign:		A47C 3/18		2000.01
[81] Foreign:		A47C 3/20		2000.01
[82] Foreign:		A47C 3/22		2000.01
[83] Foreign:		A47C 3/24		2000.01
[84] Foreign:		A47C 3/26		2000.01
[85] Foreign:		A47C 3/28		2000.01
[86] Foreign:		A47C 3/30		2000.01
[87] Foreign:		A47C 3/32		2000.01
[88] Foreign:		A47C 3/34		2000.01
[89] Foreign:		A47C 3/36		2000.01
[90] Foreign:		A47C 3/38		2000.01
[91] Foreign:		A47C 3/40		2000.01
[92] Foreign:		A47C 3/42		2000.01
[93] Foreign:		A47C 3/44		2000.01
[94] Foreign:		A47C 3/46		2000.01
[95] Foreign:		A47C 3/48		2000.01
[96] Foreign:		A47C 3/50		2000.01
[97] Foreign:		A47C 3/52		2000.01
[98] Foreign:		A47C 3/54		2000.01
[99] Foreign:		A47C 3/56		2000.01
[100] Foreign:		A47C 3/58		2000.01



Abb. 82/83: Patent Nr. 5881977 von Holger Danneberg²⁸ ist Grundlage für die Steckmöbel seiner Firma Werkhaus und das Destignature Hitzacker.

Im vorangegangenen Punkt hatte ich bereits das „offene Prinzip“ in der DDR angesprochen, wonach etwa ein Regalsystem oder ein Moped so konstruiert wurden, dass ihre Einzelteile ausgetauscht werden konnten. Sie wurden von vornherein „offen“ konzipiert. Ein ähnlicher Ansatz findet sich auch bei dem CNC-OS-Tiny-House. Die Entwicklung dauert bereits mehrere Jahre und ist zum Ende meiner Feldforschung noch nicht abgeschlossen. In der Zwischenzeit sind aber mehrere Prototypen entstanden. Fortlaufend werden Dämmstoffe getestet, Energieeffizienzwerte gemessen und zwei Mal wird das Haus in der Zeit in Echtgröße zusammengesetzt. Hier stecken zwei Punkte drin: Zum einen ist es gerade das Prinzip von Open Source, dass der Prozess „offen“ bleibt und somit im Grunde genommen nie abgeschlossen sein kann. Zum anderen ist das Prototyping von einem Haus, auch wenn es nur ein winziges ist, zeit- und ressourcenaufwendig. Das Entwickeln von Hardware und technischem Wissen, egal ob durch ein Öffnen bestehender Technologien, durch Hacking oder Reverse Engineering²⁹ oder durch das eigene Entwerfen „from scratch“, ist trotz freiwilligem Engagement mit Material- und Sachkosten verbunden.

Die OSEG, die unter anderem an einem Prototyping Kit und einer Windturbine auf Open-Source-Basis arbeitet, ist mit den gleichen wirtschaftlichen und rechtlichen Fragen konfrontiert. Zwischen 2019 und 2020 arbeitet sie daher mit einem Fachgre-

28 Holger Danneberg lässt sich 1996 das Steckprinzip patentieren, das den Werkhaus-Entwürfen für Regale, Kisten und später auch für Hochbeete und ebenfalls Tiny Houses zugrunde liegt. Er beansprucht damit das Vorrecht auf das geistige Eigentum eines Stecksystems, das durch Gummis gehalten wird. Der soziale Reformgedanke des „etwas selbst zu machen“ wird getrennt gesehen von einer ökonomischen Reform, wie etwa einer gemeinschaftsorientierten Subsistenzwirtschaft, und auch von einem ökologischen Reformgedanken, da die Einzelteile zwar vor Ort produziert werden, die Rohstoffe selbst aber keinem nachhaltigen Prinzip folgen.

29 Das Kopieren von Bauplänen durch Reverse Engineering drängt den Open-Source-Gedanken in eine halblegale Grauzone, wonach Hacker:innen sich Wissen aneignen und dadurch die Wirtschaft untergraben.

mium, bestehend aus Mitgliedern mehrerer Universitäten, NGOs, Aktivist:innen und Designer:innen, an einem DIN(Deutsches Institut für Normung e.V.)-Standard für Open-Source-Hardware.³⁰ Open Source, so Timm von der OSEG, soll aus der Grauzone geholt werden und neue Möglichkeiten für Unternehmen eröffnen.³¹ Vor allem aber zeigt sich hier eine zugrunde liegende Absicht der Postwachstumstransformation, nämlich die Möglichkeiten, innerhalb bestehender Institutionen Normsysteme und Infrastrukturen zu ändern, anstatt sie „nur“ zu unterwandern.

Wie sich an diesen Beispielen unschwer erkennen lässt, hat der Open-Source-Gedanke nicht nur etwas mit Soft- oder Hardware zu tun. Er wird übertragen auf Konzepte des Co-Living und auf die Organisation von Workshops, deren Inhalte, Formate oder Methoden ebenso Open Source geteilt werden könnten, bis hin zur Vision einer umfassenden Open-Source-Ökonomie. Open Source, zunächst ein technisches Prinzip, wird im Sinne der Transformation als generelle, operative und gesellschaftskonstitutive Mentalität verstanden. „Die technische Welt ist die Welt des Kollektivs“, zitiert Apprich den Technikphilosophen Gilbert Simondon (Simondon in Apprich 2015, 152). Simondon prägt die Idee der Individuation als eine materielle Theorie des sozialen Werdens, darin stehen Form und Materie in einem dynamischen Prozess. Das ist ein interessanter Gedanke, wenn es um das Prototyping einer Postwachstumsgesellschaft geht, denn in der vernetzten Welt des Kollektivs, wie sie in der Postwachstumsvision imaginiert und praktiziert wird, ist so ein Individuationsprozess niemals abgeschlossen.

Endlos formt sich das vernetzte Kollektiv in den Grenzen seiner technischen Bedingungen weiter: Netzwerke können sich so weit ausbreiten, wie ihre Protokolle es zulassen (Apprich 2015, 152). Open Source, die „Öffnung der Welt“ – und in Simondons Verständnis meint das die Öffnung von Protokollen – bedeutet eine endlose Verkettung von soziotechnischen Ensembles. Es ist ein fortlaufender Prozess, in dem jeder Zustand nur ein Zwischenstand für eine darauffolgende Entwicklung ist. Dieser zunächst technikphilosophische Gedanke hat aber auch soziale Folgen. Im Kontrast zu einem neoliberalen Grundverständnis von kontinuierlicher Weiterentwicklung, dessen produktiver Sinn in der Effizienzsteigerung liegt, ist es für die Postwachstumsgesellschaft „in beta“(Corsín Jiménez 2017), die keinen finalen Zustand kennt, der Versuch einer fortlaufenden Welterzeugung.

30 Quelle: Geschäftsplan für ein DIN SPEC-Projekt nach dem PAS-Verfahren zum Thema „Open Source Hardware“, <https://www.din.de/de/wdc-beuth:din21:313396436/pdf-3107536>, abgerufen am 3.9.2023.

31 Timm erklärt den DIN Spec Nr 3105 so: Durch DIN Spec werden Rahmenbedingungen festgesteckt, worauf wir uns einigen können, was mindestens erforderlich ist. Dazu entsteht eine Art Handbuch, eine open-source entwickelte Guideline, wie technische Dokumentationen gestaltet werden müssen, um OS sein zu können: Was sind die legal issues, was muss ich aus Unternehmenssicht beachten, was ist mit dem Community Management? Außerdem braucht es eine Online-Plattform, wo diese Prozesse stattfinden können und auf der alle Dokumente verfügbar gemacht werden.

Diskussion: Umbau einer spätmodernen Zukunft

In den vorangegangenen Abschnitten habe ich in einer dichten Beschreibung die geteilten Grundannahmen einer zukünftigen Postwachstumsgesellschaft ausgelegt. Aus der offenen Suchbewegung heraus formte sich zum einen ein Verständnis, was Zukunftslabore ausmacht – eine praktische Kritik an den Wachstumsparadigmen der Spätmoderne – und was sie trotz ihrer heterogenen Erscheinung vereint – die Überzeugung, durch das eigene Anpacken diese ökosoziale Transformation erwirken zu können. In einzelnen Punkten habe ich ausgeführt, wie „diese Zukunft“ aussehen soll. Geleitet vom Feld, situiere ich sie räumlich, kulturell und sozial in Nordostdeutschland, wo Vorstellungen von Kollektivität, Postwachstum und Naturverbundenheit auf bezahlbaren Freiraum und kommunales Entwicklungsinteresse treffen.

Sie materialisiert sich in architektonischen Ordnungen wie Earthships, Tiny Houses oder mobilen Coworking-Spaces, in Werkzeugen wie Radhacke, manueller Sämaschine und Hydroponikmodulen. Die Objekte schaffen ungewohnte, neue Situationen. Sowohl das Leben in einem Earthship als auch in einem Tiny House fordert einen anderen Alltag als eine Stadtwohnung oder ein Einfamilienhaus. Durch die materielle Rekonfiguration werden gewohnte Routinen gebrochen und müssen soziale Praktiken neu gelernt werden. Dabei zeigte sich, wie etwa Leerstand in ländlichen Regionen zu Freiräumen umgedeutet wird oder wie der Fortschritt der Moderne in Praktiken wie *Making, Hacking, Reparieren, Gärtnern, Kompostieren* rekonfigurierbar³² werden soll, um die Paradigmen der Wertschöpfung und des Miteinanders neu zu setzen. In den Entwürfen zeigt sich vor allem der Versuch, eine bestehende Zukunft zu irritieren und ihr einen alternativen Entwurf entgegenzusetzen. Im Folgenden werde ich einige Elemente der entworfenen Zukünftigkeit herausarbeiten.

Es mag auffällig sein, dass ich in diesem Kapitel immer wieder von „der Zukunft“ spreche und nicht „die Zukünfte“ im Plural nenne. Das, was sich hier im Rahmen meiner Untersuchung herausbildet, ist die kollektive Praxis einer ganz spezifischen Zukunft, die sich an Werten wie Gemeinwohl, Subsistenz und Nachhaltigkeit orientiert. Dennoch verbirgt sich in dieser Vorstellung ein bestimmtes Selbstverständnis von Unternehmertum, von Individualität und Freiheit und davon, was Natur ist. Die Vision einer Postwachstumsgesellschaft, die nicht gleich und für alle auch „die beste Zukunft“ ist, wirkt daher ausschließend und nur für eine kleine privilegierte soziale Schicht passend. Mit den Prototypen der Postwachstumsgesellschaft wird jedoch die Komple-

32 Das sind etwa soziomaterielle Ordnungen des „Eigenheims“ oder des „Arbeitsplatzes“, aber auch die Trennung von Stadt und Land, von Arbeit und Ferien oder von Produktion und Konsum, die in den Prototypen neu konfiguriert werden.

xität deutlich, die in der Transformationsdebatte steckt. In ihnen materialisiert sich der Versuch, kritisch mit der eigenen Position umzugehen. Es ist ein Aushandlungsprozess zwischen einer eigenen Perspektive auf die Welt (und Position in der Welt) und den gesellschaftlichen und ökonomischen Anforderungen des Alltags. Die Projekte bewegen sich daher häufig zwischen kreativen Finanzierungsmodellen und Logiken staatlicher Förderungen.

Diese Spannungen im Entwurf eines winzigen Lebens, zu dem Selbstbegrenzung ebenso gehört wie technischer Fortschritt und ein stabiler Internetzugang, die Spannung in der Positionierung zwischen der Gegenwart und einer Zukunft, die noch nicht eingetreten ist und die als Chance verstanden wird, „anders abzubiegen“, und schließlich die Spannungen in dem Versuch, mit Lowtech-DIY-Ansätzen der empfundenen Komplexität einer hochtechnologischen Industriegesellschaft entgegenzuwirken, ohne den Fortschritt und Wohlstand, den sie gebracht hat, abzulehnen – sie werde ich im Folgenden diskutieren.

Ein winziges Leben

Die Zukunft, wie sie hier imaginiert und wie sie prototypisch praktiziert wird, ist von positiven Bildern geprägt. Die Darstellungen der Projekte erzählen vom Anpacken, von Miteinander, Ausgeglichenheit und Erfolg. Reibungen werden positiv umgedeutet als notwendig für die persönliche und damit kollektive Weiterentwicklung. Die Erfolgsgeschichten und positiven Bilder erzeugen Aufmerksamkeit für Formen der freiwilligen Selbstbeschränkung und beinhalten das Versprechen, die spätmodernen Sehnsüchte nach Entschleunigung, Gemeinschaftlichkeit und Entlastung zu stillen. Die andere Zukunft scheint in der eigenen Hand zu liegen und lediglich abhängig von der eigenen Entscheidung zu sein. Dennoch ist gerade die Bereitschaft zur freiwilligen Selbstbeschränkung einem bestimmten Milieu vorbehalten, wie das Umweltbundesamt in einer Vertiefungsstudie zum ökosozialen Wandel und Umweltbewusstsein in Deutschland feststellt. Es ist ein Milieu, das über die notwendigen sozialen und ökonomischen Ressourcen, Hochschulabschluss und finanzielle Sicherheit verfügt (Burke et al. 2019).

Das vernetzte, diffuse und multiple Subjekt (Apprich 2015, 139), das ich hier als Macher:in bezeichne, ist Teil einer kreativen, urban geprägten Gruppe, die auf der Suche ist nach neuen Lebensformen zwischen Stadt und Land und die geleitet ist „von persönlichen Präferenzen für Naturbezug, Gemeinschaft und Gestaltungsräume“ (Burke et al. 2019). Mit dem Interesse an *Natur*, einer „regio-

nalen, saisonalen Küche“ oder dem Fahrrad (statt Auto) betonen die Macher:innen ein sensibles Bewusstsein für die unmittelbare Umgebung, Lokalität und Regionalität. Inwiefern sich aber begeisterte, junge Unternehmer:innen in einem ländlichen Coworking-Space selbst mit den sozialen, ökonomischen und kulturellen Bedingungen der Regionen auseinandersetzen, die sie „erobern“, bleibt offen. Vielmehr sind die Themen und Aktivitäten, die die von mir besuchten Projekte beschäftigen, eine Wiederaufnahme vorangegangener Reform- und Protestbewegungen. Bildmaterial und Bücher dienen als Inspiration für die Gestaltung der Lebensräume und schaffen Referenzen zur kulturellen Selbstverordnung, wie die geodätische Kuppel, die einen direkten kulturellen Bezug zum US-amerikanischen Counterculture Movement der 1960er Jahre herstellt und die Utopie sich selbst organisierender und letztlich selbst verwaltender Netzwerke (Apprich 2015, 127) nach Brandenburg transportiert.

Dennoch haben die Zukunftslabore in Nordostdeutschland weniger etwas zu tun mit den „decentralized autonomous organizations“³³ oder dem „Global Ecovillage Network“, die eine eher direkte und radikale Weiterführung der US-amerikanischen, sozialutopischen Landkommunen der 1960er Jahre sind (Radkau 2011, 124 ff.), noch wäre es ausreichend, die Projektgemeinschaften auf ein bloßes Wiederaufführen der westdeutschen Protestbewegungen der 1970er Jahre zu reduzieren. In meinen Gesprächen mit Mitgliedern unterschiedlicher Projekte wird diese Abgrenzung immer wieder betont: „Wir sind keine Kommune und haben keine identitätsstiftende Gemeinsamkeit. Idealismus macht heute nicht glücklich“, meint Thomas Dönnebrink vom Hof Prädikow.³⁴ Er unterstreicht damit den Projektcharakter seiner Gemeinschaft, bei dem die Projektmitglieder zwar ein gemeinsames Ziel (den Aufbau eines digitalen Dorfes) verfolgen, ihre Weltanschauung aber in einer spätmodernen Gesellschaft verankert ist, die grundsätzlich an Wirtschaftlichkeit ausgerichtet ist.

Den Projektgemeinschaften, die ihre Vorstellungen einer Postwachstumsgesellschaft praktizieren, ist durchaus bewusst, dass auch in Deutschland der Wohlstand auf einem kontinuierlichen Wirtschaftswachstum basiert. Genau deshalb geht es ihnen auch um etwas anderes als eine bloße Ablehnung eines bestehenden kapitalistischen Wachstums-Imaginären (Schmelzer/Vetter 2021). Sie fordern vielmehr den Umbau des bestehenden Weges, auf dem sich das spätmoderne Subjekt befindet. Zum einen soll Wirtschaft von Wachstum entkoppelt werden (Vetter/Schmelzer 2020, 162) und zum anderen sollen Werte wie Reproduktivität und Sorgear-

33 Computerbasierte Crypto-Communities, Catlow/Rafferty 2022.

34 Gesprächsnotiz. In meinem Gespräch mit Aurèle und Robin von WBZ teilen auch sie die Überzeugung: Man wolle hier keinen Guru oder ähnliche Leitfigur haben (Gesprächsnotiz, Niekltz, 17.8.2019).

beit ins Zentrum eines ökosozialen Umbaus der Wirtschaft gestellt werden, so Andrea Vetter, die im Projekt Haus des Wandels in Ostbrandenburg aktiv ist und als Transformationsforscherin an der Kunsthochschule für bildende Künste Braunschweig lehrt (Vetter/Schmelzer 2020, 108). Es ist genau diese Doppelrolle als Aktivistin in einem Projekt, in dem weitestgehend unabhängig alternative Lebensmodelle erprobt werden können, und als Lehrperson in einer öffentlichen Einrichtung, wodurch eine finanzielle Sicherheit entsteht, die es aber auch ermöglicht, die Arbeit des Projekts in die Gesellschaft zurückzuspielen. Die Vision eines winzigen Lebens von reduziertem Raumanspruch, geringerem Ressourcenverbrauch, postmateriellem Kollektivismus, Kreislaufwirtschaft und regenerativen Energien, jedoch ohne auf Fortschritt, technische Weiterentwicklung oder Homeoffice zu verzichten, verdeutlicht eben diese Gleichzeitigkeit aus transformativer und liberaler Projekthaltung.

An dieser Stelle möchte ich die Fragen aufgreifen, die mich ganz zu Beginn des Kapitels beschäftigt hatten: warum sich so viele Menschen in einem der wohlhabendsten Länder der Welt und umringt von sich endlos ausdehnenden Feldern treffen, um sich zu Wegen für ein winziges Leben auszutauschen. Im Verlauf der Ausführungen, wie die Gemeinschaften organisiert sind, an welchen Projekten sie tüfteln, was ihre Hintergründe sind und welches Weltbild sich daraus für sie ergibt, erscheint dieser Schritt gar nicht mehr so abwegig. Zukunft ist im Transformationsdiskurs, wie ich oben besprochen hatte, vor allem eine lokale Angelegenheit. So würden sich die Transformationsabsichten in Regionen des Globalen Südens – wo es durchaus wichtig sei, wirtschaftlich zu wachsen, um autonom zu werden – ganz grundsätzlich unterscheiden von dem Postwachstumsdiskurs im Globalen Norden, wie der Anthropologe Arturo Escobar (2018, 96) die heterogenen Transformationsbewegungen kommentiert. Aber auch innerhalb Europas und sogar innerhalb Deutschlands hat jede Region ihre eigenen Herausforderungen, ebenso wie ihr eigenes, der Region und den Umständen ursprüngliches, lokales Handlungswissen (Vetter/Schmelzer 2020, 106).

Leere

Die Macher:innen nehmen „Zukunft“ als form- und gestaltbar an. Dieses Selbstbewusstsein über die eigene Handlungsfähigkeit zeigt sich vor allem im Umgang mit der Zukunft. Sowohl die Praktiken als auch die Diskurse der Projekte sind auf die Transformation der gegenwärtigen Gesellschaft ausgerichtet. In Projektplä-

nen, Prototypen, Modellen und Zeichnungen materialisieren sie ihre eigene Zukunft in der Gegenwart und geben ihr eine mögliche Form. Wie zuvor ausgeführt, sind das zwar ganz unterschiedliche, aber eben auch sehr konkrete Objekte, in denen die Transformationsabsichten deutlich werden, wie eine selbstgebaute Windturbine, ein winziges Haus, eine Komposttoilette, ein Hochbeet oder auch ein Workshop, in dem zukünftiges Arbeiten gemeinsam erarbeitet wird.

Der entwerfende Umgang mit einer Zukunft, die empirisch gesehen nicht erfahrbar und epistemologisch gesehen offen ist, führt in den Projektgemeinschaften nicht zu Verunsicherung, sondern schafft, wie auch schon der Leerstand in Ludwigslust-Parchim, einen positiv gedeuteten Freiraum. Die Umdeutung hat wesentliche Folgen für die Region. Als Freiraum werden leerstehende Fabrikhallen oder Sägewerke (wie das geplante KoDorf in Wiesenburg) zu einer Einladung für Städter:innen, sich auszuleben und auch sich den Ort anzueignen. Als „Pioniere“ und unterstützt durch staatliche Fördergelder³⁵ folgen sie der Aufforderung, um die „leere Gegend“ wirtschaftlich zu erschließen, sie wettbewerbsfähig zu machen und sie mit Kultur und Attraktivität zu füllen. In der Erzählung der „leeren Gegend“ wird jedoch schnell übersehen, dass auch in den „strukturschwachen“ und damit als wirtschaftlich minderwertig eingestuften Gegenden durchaus eine lebendige Kultur und Sozialität existiert. Den „Pionier:innen“ ist das durchaus bewusst, auch wenn Frederik Fischer, der Initiator des Projekts Summer of Pioneers, auf eine problematische Goldgräberstimmung hinweist (Gesprächsnotiz Frederik, Bad Belzig, 21.10.2019).

Umso interessanter ist, wie die Kommunalpolitik und Stiftungen das soziale Engagement der Macher:innen aufgreifen und fördern. Das Vernetzungstreffen Kreativlab des Landesnetzwerks Kreative MV, bei dem sich Kreative mit Politiker:innen und Investor:innen trafen, wurde durch öffentliche Mittel gefördert mit der Absicht, die Region zu stärken.³⁶ Und angesichts eines Nahverkehrs, den es in der Gemeinde Gallin, wo sich WBZ befindet, quasi nicht gibt, eines flächendeckenden Internetzugangs, der zum Zeitpunkt des Treffens noch ein bloßes Versprechen ist, des Fehlens von Einzelhandel und Lebensmittelgeschäften, die sich hier nicht lohnen, und des Wunsches der hier Lebenden, ein Kulturzentrum zu bekommen, wofür es keine Gelder gibt, ist diese Absicht auch nachvollziehbar. Die Kommunalpolitik ist bei dem Vernetzungstreffen vertreten. Sie hat die Notwendigkeit erkannt, dass es Entwicklung braucht, und sieht in den kreativen, unter-

35 Unter anderem durch Fördermittel der Stadt Wittenberge, des Ministeriums für Wirtschaft und Energie Land Brandenburg und der Städtebauförderung von Bund, Ländern und Gemeinden, <https://www.wittenberge-pioneers.de/>, abgerufen am 4.10.2022.

36 Kreative MV wird gefördert durch die Initiative Kultur und Kreativwirtschaft des Bundesministeriums für Wirtschaft und Klimaschutz und ist Teil des EU-Projekts „Creative Traditional Companies Cooperation“. <https://www.kultur-kreativ-wirtschaft.de/KUK/Redaktion/DE/Textsammlungen/Bundeslaender/mecklenburg-vorpommern.html>, abgerufen am 3.9.2023. „Durch zu geringe Wachstumsraten aber, oder gar bei einer wirtschaftlichen Stagnation, wird mit massiven gesellschaftlichen Verwerfungen gerechnet (Arbeitslosigkeit, fehlende Mittel für Bildung, Infrastrukturen, Sozialleistungen etc.)“, Umweltbundesamt 2016.

nehmerischen und zukunftsorientierten Ansätzen WBZs daher eine Chance.

Im Bewusstsein der kulturellen Spannung entstehen aus dem Moment heraus fast spielerisch neue Lebens- und Arbeitsmodelle, etwa Co-Housing, Workation, Coworking und viele mehr, um sie im nächsten Moment schon wieder zu verwerfen und neu zu modellieren. Während die Unbestimmbarkeit möglicher Zukünfte, insbesondere in Zeiten multipler Krisen, für eine wissenschaftliche Erkenntnisproduktion ein Hindernis darstellt (Bühler/Willer 2016) und sich somit nur schwer vorhersagen lässt, was die tatsächlichen ökologischen und damit sozialen und wirtschaftlichen Herausforderungen der Region sein werden, bieten die Prototypen für die Kommunalpolitik einen vielversprechenden Interpretationsspielraum, innerhalb dessen sie sich an die Probleme herantasten können, ohne aber sich festlegen zu müssen. Sie erkennen im Prototyping eine produktive Dissonanz (Fariás 2013), durch die mehrere Entwürfe, trotz der empirischen Unfassbarkeit von „Zukunft“, gleichzeitig verhandelt werden können.

Die Unbestimmbarkeit von Zukünften und das Fehlen einer empirischen Basis, die für die Zukunftsforschung ein empirisches Dilemma³⁷ und für die Praxistheorien ein Zugänglichkeitsproblem³⁸ darstellt, bedeutet für die Zukunftslabore genau die notwendige Offenheit. So kann das „Wissen über Zukunft“ unter dem Aspekt seiner Herstellung betrachtet werden.

Im Machen, einer körperlichen und ebenso diskursiven Wissenspraxis³⁹, entsteht eine Vielzahl von Ideen, Kritiken und Möglichkeiten, wie eine zukünftige Gesellschaft aussehen könnte. Dabei wird ein zukünftiger Handlungsraum in die Gegenwart zurückprojiziert und real. Mareis fasst das Motiv der Synthese von Gegenwart und Zukunft im Design daher mit einem Zusammenfallen von Möglichkeit und Wirklichkeit (Mareis 2011, 206). In den Prototypen entstehen konkrete Aussagen – werden Codes und Wissensordnungen produziert und explizit gemacht – und wird „Zukunft“ gestaltbar, umbaubar, sogar rückbaubar. Das Prototyping öffnet damit Aktionsfelder präventiver Strategien (Bühler/Willer 2016, 16). Sie sollen dabei helfen, mögliche Szenarien greifbar zu machen, um ihre Folgen abzuschätzen. Das Vertrauen, das die Kommunal- und auch Bundespolitik in die kreativen Ansätze der Zukunftslabore steckt, die sich der rationalen Planbarkeit entziehen und häufig die Grenzen der Legalität (etwa in Baurichtlinien) austesten, verdeutlicht ihre nachdrückliche Suche nach einer Vereinbarkeit von Nachhaltigkeit und Fortschritt und ein er-

37 Die Zukunftsforschung bzw. die Future Studies erkennen im Umgang mit Zukünften ein empirisches Dilemma, weshalb sie genau diese Beobachtung zum Gegenstand ihrer Überlegungen machen. In ihrer Einführung zu den „Futurologien“ stellen Bühler und Willer die These auf: Zukunft kann man nicht wissen, dennoch kann man etwas über sie wissen (Bühler/Willer 2016). Sie zeigen, wie mithilfe von Prognosen und Spekulationen versucht wird, eine kommende Gegenwart vorauszusagen, wie sogar eine eigene Branche entstanden ist, um Börsenkurse, Wetter, Ausgang politischer Wahlen oder Sportergebnisse vorherzusagen oder die zu erwartende Entwicklung eines Stadtviertels zu visualisieren.

38 Für die Praxistheorien, die zwar gerade in der fortlaufenden Adaption von Praktiken den Erkenntniswert kultureller Produktion sehen (Shove et al. 2012), bedeutet „Zukunft“ ebenso wie „Vergangenheit“ ein Zugänglichkeitsproblem. Praxistheorien beschäftigen sich damit, wie Gesellschaft durch Praktiken hervorgebracht und stabilisiert wird. Dafür beobachten sie soziale Praktiken, das heißt die Materialität von Körperbewegungen in ihrem Vollzug, um so etwas über deren implizite Wissensordnungen zu erfahren. Wie ich bereits zu Beginn der Arbeit ausgeführt hatte, ist es durch den Gegenwartsbezug der Praxistheorien schwer, mit historisch vergangenen Ereignissen umzugehen (Reckwitz 2016, 56). Noch schwieriger wird es mit zukünftigen Handlungen

39 Reckwitz bezeichnet Praktiken, die „ihre eigene Materialität als Sequenz von schriftlichen Markierungen, technisch hergestellten Bildern oder auch lautlichen Schallwellen“ haben, als diskursive Praktiken (Reckwitz 2016, 63).

höhtes Krisenbewusstsein, wofür selbst unkonventionelle Ansätze infrage kommen.

DIY Lowtech

40 Postmaterielle Bedürfnisse sind etwa Kommunikation, Partizipation, Kreativität und Teilhabe am kulturellen Leben.

In den selbstgebauten Prototypen werden von den Städter:innen auf dem Land postmaterielle Interessen⁴⁰ ebenso verhandelt wie Bedürfnisse nach mehr Einfachheit und der Überdruß an (vielfältig wahrgenommenem) Überflüssigem (Burke et al. 2019, 36). Das „Selbermachen“ ist dabei, wie Cramer (2019, 60) betont, keine Notwendigkeit, sondern eine bewusste Entscheidung. Tatsächlich sind viele Leute, die sich in den Projekten engagieren, gut ausgebildete Ingenieure, Architektinnen, Programmiererinnen oder Ökonomen. Technische Geräte wie einen 3D-Drucker oder eine an das städtische Wassernetz angeschlossene Toilette können sie sich finanziell leisten. Einen 3D-Drucker selbst zu bauen oder die Wände einer Komposttoilette selbst zusammenzuschrauben ist für sie daher keine prekäre Notwendigkeit. Auch ist es nicht ein fachliches Unvermögen, weshalb sie sich fürs Selbermachen entscheiden, da sie durchaus in der Lage sind, einen umfassenden, energieeffizienten Neubau eines Badezimmers zu planen. Dennoch reduzieren die Macher:innen ihre Arbeitszeit und damit ihr Gehalt und versuchen sich selbst am Bauen.

Im Selbermachen liegt eine persönliche Überzeugung. Es ist eine Haltung, die das Machen und die Überschaubarkeit des gesamten Prozesses bevorzugt gegenüber der „Blackbox“ eines gekauften Gegenstands. Im Reparieren von elektronischen Geräten, Reduzieren von Wohnraum, Aufstellen von Hochbeeten oder Wiederverwerten von Fäkalien und Abfällen wird daher insbesondere die Abhängigkeit von fragilen Infrastrukturen und globalen Lieferketten kritisiert. Praktiziert wird hingegen eine Lowtech-Alternative, die zwar einen technischen Fortschritt unterstützt, aber überschaubar ist in ihrer technischen Komplexität und weitestgehend lokal hergestellt werden kann. Das Wissen für die DIY-Lösungen kommt meist aus dem Internet, eine Ambivalenz, die an dieser Stelle ausgehalten werden muss, denn den Aktivitäten liegt die Überzeugung zugrunde, dass auf längere Sicht durch einen physischen Umbau ein gesellschaftliches Umdenken erwirkt werden kann. Durch das Kleinhalten von Produktionswegen und Warenkreisläufen wird nicht nur Komplexität reduziert und Gemeinschaft stabilisiert, so der Transformationsgedanke, sondern entwickeln sich alternative Produktionsweisen, Infrastrukturen und Netzwerke.

Damit tragen die durchaus ambivalent zu sehenden Lowtech-DIY-Prototypen zu einer fortlaufenden Welterzeugung bei (Corsín Jiménez 2017) und entfernen die Designpraxis des *future-makings* zunehmend von ihren diskursiven Ursprüngen des *problem-solvings* (den 1960er Jahre Planungswissenschaften). Zwar beabsichtigen die Projektgemeinschaften angesichts eines lebensbedrohlichen Klimawandels durchaus, diesem „Problem“ zu begegnen, aber nicht mehr unbedingt, es zu lösen. Dafür erscheint es viel zu grundlegend. Im Prototyping versuchen die Macher:innen sich eher schrittweise von einer vernetzten Welt zu „entnetzen“ (Stäheli 2021) – die Vernetzung zu lockern und so Freiräume vom Regiertwerden zu schaffen, etwa durch das Gärtnern, parallel zur computerbasierten Selbstständigkeit in der Kreativwirtschaft – aber auch Kontrolle zurückzugewinnen. Im *future-making*, wie ich es in den Zukunftslaboren Nordostdeutschlands (2018–2022) beobachte, geht es vielmehr darum, dass es überhaupt eine Zukunft⁴¹ gibt, also um das ganz grundsätzliche Herstellen von Zukunftsfähigkeit.

Durch meine Bewegung im Feld hat sich auch mein eigener Zugang zu „Zukunft“ verändert. Nicht nur wird im Prototyping Zukunft für die Macher:innen verhandelbar, sondern kann auf gewisse Weise auch von mir beobachtet und damit zum Untersuchungsgegenstand gemacht werden. Die Fragen, die ich ganz zu Beginn des Kapitels gestellt hatte – was der 3D-Drucker mit Regionalentwicklung zu tun hat, wie mit Holzbrettern, Plastikrohren und Werkzeugen die Zeit verdichtet wird und warum in einem der wohlhabendsten Länder Menschen zusammenkommen, um ein winziges Leben zu feiern –, habe ich im Verlauf meiner Ausführungen immer wieder aufgegriffen. Auch wenn ich sie vielleicht nicht konkret beantwortet habe, so hat sich im Verlauf meiner Argumentation doch die Perspektive verschoben, mit der ich die Fragen ursprünglich gestellt hatte. Durch die Makroperspektive auf das Feld, in der die Beziehungen zwischen unterschiedlichsten Akteuren sichtbar wurden, und vor dem Hintergrund spätmoderner Ungewissheiten scheinen die Assemblagen nicht mehr zu irritieren. Eher sind sie Ausdruck eines Umbauversuchs, der an Bestehendem ansetzt und erprobt, das Wissen neu zu ordnen. Bei näherer Betrachtung deutet sich jedoch schon an, dass im Prototyping einer Postwachstumsgesellschaft wiederum neue soziale Machtverhältnisse und auch reduktionistische und normative Tendenzen reproduziert werden. Im nächsten Kapitel werde ich daher die Figur des Selbst als Gestalterin des Wandels diskutieren, in der die Vision der Postwachstumsgesellschaft auf ihre Praxis trifft.

41 In diesem dramatischen Endzeitnarrativ geht es um die Bedrohungen des Menschen durch den menschengemachten Klimawandel und dessen Folgen.

